

Herausgeber:  
B. St. Fjöllfross



Messenger National Preussien

Preußischer

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft



QUI PRO AGIS PROVIDERE DEBEAS ET RESPECTE FINEM

seit 2003

ISSN 1613-8910

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit

erscheint zu Brandenburg an der Havel



Borussiam  
et  
veritatem  
debere

# Landbote

Volumen 5

(31.01.2005-06.06.2005)

Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel  
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,

e-Mail [info@landbote.com](mailto:info@landbote.com), V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross

gesetzt in Garamond 9Pt,

2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011



## Also, zunächst einmal...

Jules-Francois Savinien Lemarcou

„Also, zunächst einmal lassen Sie mich sagen, daß..“

Dieser Redebeginn ist mittlerweile obligat geworden unter interviewten Politikern der Gegenwart. Ein Reporter stellt ihnen eine konkrete Frage und es ist schwer abzuschätzen, ob er selbst an den Erhalt einer ebenso konkreten Antwort glaubt. Ist er bei Sinnen, tut er es nicht.

Denn eher gefriert die Sonne, als das wir von einem Mandatsträger eine kurze, knappe und den Kern der Frage berührende Aussage erhalten. Diese Leute, an die sich der Reporter richtet, benutzen die Pressekonferenz oder das Interview als Podium. Ihr Podium, auf dem sie ihren Sermon los werden wollen.

Was der Journalist da in den Raum geworfen hat, interessiert sie vorerst nicht die Bohne! Jetzt kommt erst das eigene inhaltslose Gewäsch, Danksagungen, Förmlichkeiten, Blablabla. Selbstdarstellung! Wenn man bedenkt, zu welchen Minutenpreisen das Fernsehen Werbeblöcke verkauft, dann ist es erstaunlich, daß man den politischen Schaumschlägern die Möglichkeit eröffnet, ihr hohles Gebrabbel vom Stapel zu lassen.

Zumal ja bekannt sein müßte, daß man von diesen Leuten keine Indiskretion zu erwarten hat. Denn, was wirklich wichtig ist, das wird vor den Blicken des doofen Volkes mit dem Mantel des Geheimen bedeckt. Das ist nötig, um die eigene Wichtigkeit, gekennzeichnet durch die Zugehörigkeit zu einem Bund der Wissenden und Eingeweihten, zu unterstreichen.

Was da secretiert wird, ist oft belangloser Mumpitz. Aber Hauptsache, es ist geheim, verschlossen, Insiderwissen. Da wird ein Politiker auf die „K-Frage“ angesprochen. Aus dem heutzutage gebräuchlichen Idiotendeutsch übersetzt bedeutet das, er möge sich doch dazu äußern, wen er als nächsten Kanzler favorisiere. Der Politiker schnarrt sein Verslein wie geölt herunter: „Also, zunächst einmal geht es darum, inhaltliche Frage zu lösen, ehe wir in irgendwelche Personaldiskussionen einsteigen...“

Jeder weiß, daß hier nicht nur leeres Stroh gedroschen wird, sondern die Antwort nichts weniger als eine glatte Lüge ist. Was denn für inhaltliche Fragen? Es geht um Macht- und Verteilungskämpfe und um gar nichts anderes. Auf der nächsten geheimen Vorstandssitzung werden doch keine Diskussionspunkte zur Steuer- und Finanzreform, zum Familienfreibetrag oder einem neuen Verkehrsleitsystem besprochen. Das steht hintan! Sondern es heißt knallhart: „Wer mit wem gegen wen für wen! Wer macht das Rennen und wo bleibt mein eigener Hintern dabei?!“

Es ist zum Mäusemelken, daß die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten es wagen, angesichts einer solchen Verschwendung von Teilnehmergebühren überhaupt noch ihren Aufklärungsauftrag vorzubringen und dafür eben jene Gebühren zu erheben. Denn Reporter, die den knallharten Fragesteller mimen, obgleich sie um das Vergebliche ihres Treibens genau Bescheid wissen, machen sich zum Erfüllungsgehilfen der Politschauspieler. Konzertant führen diese beiden Partner, Reporter und Politiker, ein Schmierentheater auf. Zwar nötigen sie niemanden in die Vorstellung, doch zwingen sie alle, dafür zu zahlen. Und das ist die Lumperei!

Ein gewählter Politiker hat ein Mandat übernommen. Er ist seinen Mandatsgebern gegenüber absolut rechenschaftspflichtig. Der Reporter hingegen vertritt eine Macht im Staate, die dafür zu sorgen hat, daß der Rechenschaftspflichtige Farbe bekennt. Beide verkaufen uns faule Eier und ranzige Butter. Wir sollten sie entsprechend bezahlen!

## Antimaterie zur Krebsbekämpfung

Zu einem P.M.- Artikel aus dem Mai- Heft 1995 von Herrn Scheppach

B. St. Fjollfross

Lieber Herr Scheppach!

Als ich Ihren Artikel zur Antimaterie- Problematik überlas, glaubte ich hinsichtlich der von Ihnen vorgestellten Nutzenanwendung in der onkologischen Medizin zunächst an einen verspäteten Aprilscherz. Außerdem bereute ich es lebhaft, gestern Abend meiner Whiskyflasche den Garaus gemacht zu haben – hielt ich doch das Gelesene für eine alkoholbedingte Täuschung meiner entkräfteten Sinne.

Doch dann wurde ich stutzig. Wer in der P.M. publiziert, zählt unbedingt zum Kreise seriöser Journalisten, die sich ihrer Verantwortung dem Leser gegenüber durchaus bewußt sind. Es ist also davon auszugehen, daß man weiß, wieviele Krebskranke sich an jeden Faden klammern, der ihnen Rettung verhieß und wie unethisch es daher wäre, diesen Menschen mit solch gequirldem Bockmist unbegründete Hoffnungen zu erwecken. Zumal die ganze Geschichte nach Ihren eigenen Ausführungen jeder Logik entbehrt. Wir nehmen also als gesichert an, daß sich Materie und Antimaterie sofort nach Kontakt in einem Gamma-Blitz gegenseitig auflösen.

Nun erzählen Sie mir mal, wie Sie das Antimaterie-Teilchen durch – atomar/ molekular gesehen – gigantische Schichten von Materie schleusen wollen, bis hin zu der bösen Krebszelle, ohne das die Aberbilliarden Materieteilchen zwischen ihr und dem Emmitor auch nur das Geringste von seiner Existenz bemerken. Denn das „Geringste“, der erste Kontakt würde zur besagten Zerstrahlung Ihres Geschoßes führen.

Oder wollen Sie die entartete Zelle, das Malignom selbst, zu einem sich vernichtenden Antimaterie-Generierungslabor umbauen? Viel mehr Möglichkeiten böten sich wohl nicht. Aber selbst wenn das alles hinginge. Sie erwähnten ganz richtig die resultierenden Gamma-Strahlen. Bösertige Neoplasien mögen einiges abkönnen. Manche tricksen die körpereigene Abwehr aus. Andere ignorieren erfolgreich den Apoptose- Befehl, sozusagen die Seidene Schnur, wieder andere scheißen auf die obligatorische Telomer-Verkürzung während der Zellteilung. Trickreich sind sie alle. Aber noch keine lebende Zelle hat meines Wissens das Geheimnis entdeckt, wie sie der im wahrsten Sinne des Wortes sterilisierenden Wirkung der Gamma-Strahlung trotzt, die wir zur härtesten uns bekannten Strahlung überhaupt zählen.

Das mag ja für unsere onkologischen Betrachtungen ganz gut sein. Doch unglücklicherweise erweist sich unsere Killerstrahlung als unbeschulbar und völlig belehrungsresistent. Das heißt, sie wird jede lebende Zelle auslöschten, die ihr vor die Flinte kommt. Sie hat nun mal nicht den Apfel vom Baum der Erkenntnis gefressen und weiß daher nicht, was wir als gut oder böse definieren. Das ist im Übrigen das uralte Dilemma jeder Bestrahlung und jeder Chemotherapie, die nichts anderes als ganz gewöhnliche, allerdings etwas gezieltere Verbrennungen und Vergiftungen sind.

Wenn Sie Krebspatienten Mut machen wollen, dann stellen sie doch Therapieansätze vor, die sowohl den Diagnostiker als auch den Therapeuten als auch das körpereigene Immun- und Abwehrsystem für Spezifika entarteter Zellen sensibilisieren und diese sowie deren Successoren abgegrenzt eliminieren. Ich habe mich mit Tumormarkern befaßt und ich sage ihnen, die Suche nach suffizient arbeitenden Indikatoren ähnelt beinahe in ihrer Aussichtslosigkeit der Suche nach dem Gral oder dem Stein der Weisen. Dennoch, diesem Mythos ernsthaft hinterherzurrennen, halte ich

für sinnvoller und ehrenhafter, als den von Todesangst gepeinigten und ausgezehrten Opfern der malignen Neoplasien zu erzählen, daß im Himmel Jahrmarkt sei, auf dem Antimateriezauber offeriert werde. Die schauen dann, wo die Buden stehen und keifen ihre behandelnden Ärzte an, warum ausgerechnet sie der Segnungen dieser Wunderwaffe nicht teilhaftig werden.

Zu Herrn Sprados Einleitung, das Nibelungenlied betreffend: Es ist schön, daß Herr Sprado die cineastischen Verarbeitungen des deutschen Nationalepos als das bezeichnet, was sie in Wirklichkeit mehrheitlich sind – als Schwachsinn. Aber was glauben Sie, verehrter Herr Chefredakteur, warum noch niemand auf den Trichter gekommen ist, das gewaltigste und vielschichtigste Epos des Abendlandes – den „Parzival“ des Herrn Wolfram von Eschenbach – zu verfilmen? (Den Wagner-Quatsch wollen wir mal außen vor lassen...)

Das Volk will durch ein Schlüsseloch schauen und den Nächsten beim Verrichten seiner intimsten Verrichtungen bespannen. Er will den Nachbarn streiten und kopulieren sehen – das interessiert! Das bloße Glotzen, verstehen Sie? Das breite Volk schert sich einen feuchten Kehrriech für den psychologisch-soziologischen Untergrund, der die Konflikte seit der Entstehung gruppenbildender Primaten antreibt. Deshalb zeigen die Cineasten genau das, womit sie dem Glotzer die Mark aus dem Jackett locken. Der Rest muß zwangsweise wegbleiben. Ihr Ansatz, das Lied vorzustellen, ist aller Ehren wert, zumal dieses Kulturgut in unserer Ära der grassierenden Verblödung dem Gedächtnis und dem Herzen des Volkes expotentiell zu entswinden scheint. Ich fürchte nur, sie werden sich gegen Conan, den Barbaren (Kino- und Playsi-Version) kaum werden behaupten können.

Trotzalledem – kämpfen Sie weiter an der Front der Aufklärung - aber eben auch – indem Sie etwas gewagteren Phantasien, wenn sie denn mehr verunsichern als helfen, nicht zuviel Leine lassen.

Mit freundlichem Grüße nach München

Ihr Fjöllfross

---

## Blümchen auf dem Neustadt Markt

B. St. Fjöllfross

Das Brandenburger Wochenblatt, die BRAWO, ein kleines Anzeigenblatt mit stark regionalem Charakter fragt in seiner Ausgabe vom 24. April 2005 auf Seite 4 sechs Bürger der Chur- und Hauptstadt Brandenburg an der Havel, was sie sich denn für den Neustadt Markt wünschten. Das mag für einen Außenstehenden, mit den Brandenburger Verhältnissen nicht eben Vertrauten, etwas befremdlich anmuten. Deshalb sei erklärt, daß es sich bei diesem Markt um den zentralen Platz der Neustadt Brandenburg handelt, über den einst die mittelalterliche Fernhandelsroute von Magdeburg nach Kiew führte, an dem sich die Straße nach Süden über den Fläming mit Anschluß an die großen Messezentren Leipzig und Nürnberg und die Straße zur verschwisterten Altstadt Brandenburg trafen. An diesem Platz schlug das Herz der Neustadt Brandenburg. Hier stand dermaleinst bis zu seiner sinnlosen Zerstörung im Jahre 1945 das schöne, große, gotische Rathaus, vor ihm wachend der schönste Roland Deutschlands. Dieses Ensemble, begleitet vom Storbeckschen- oder Kurfürstenhaus, war der der Blickfang und Endpunkt der Steinstraße und der St. Annenstraße, der beiden wichtigsten Verkehrs- und Handelsstraßen der Stadt, das Schaufenster dieses einst so

bedeutendsten Gemeinwesens der Mark. Man war stolz, Brandenburger zu sein! Man war wer! Und dieses Gefühl der Heimatverbundenheit ist das Blut, das durch eine Stadt fließt und sie zum Erblühen bringt. Nun hat es mit Brandenburg seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges ein beinahe stetiges Bergab in die Bedeutungslosigkeit genommen, das nur nach der Gründerzeit bis zur Machtergreifung durch die Nazis noch mal ein kräftiges Zwischenhoch verzeichnen konnte. Den letzten Rest gaben das Kriegsende, die nachfolgende, von stetigem Mangel begleitete kommunistische Herrschaft und die bemerkenswerte Unfähigkeit der Nachwendepolitik, aus der vorhandenen, überreichen Substanz noch etwas wirklich Dolles zu machen.

„Das Loch“ auf dem Neustadt Markt, eine überwuchernde Tiefbauinvestruine, die nach langem, zermürbendem Streit mit einem umstrittenen Bauherren für beinahe weltweite, zumindest aber deutschlandweite, negative Bekanntheit der Stadt Brandenburg sorgte, stand Pate für all die vielen anderen fundamentalen Fehler, die bei der Revitalisierung der geschundenen Civitas gemacht wurden. Dieses Loch war symptomatisch für die Zerrissenheit der Stadtverordnetenversammlung, ein gähnendes Symbol der Kluft zwischen Stadtvätern und Bürgermeister, der völligen Konzeptionslosigkeit und nicht zuletzt auch für Filz und Unfähigkeit.

Die Firma Wertkonzept wartete mit einem sehr ansprechenden Vorschlag auf, der eine Bebauung des Marktes mit einem modernen Gebäude in architektonischer Anlehnung an das alte Rathaus vorsah. Der Landbote berichtete darüber auf seiner Seite „Verschwundene Schätze der Stadt Brandenburg“ im Kapitel „Das Rathaus der Neustadt“. Dieser schlüssige und dem historischen Anspruch der Chur- und Hauptstadt durchaus gerecht werdende Plan wurde nicht einmal ernsthaft diskutiert. Nun fragt die BRAWO, wie oben erwähnt, die sechs Zeitgenossen, was ihnen denn am Markt fehlen würde. Diese Frage schließt sich inhaltlich an einen Artikel an, der auf der Titelseite verkündet, daß der Neustädtische Markt wieder ein „Lichtobjekt“ erhalten solle.

Doch vorerst wird uns erst einmal schwarz vor Augen. Denn was jetzt kommt, das zieht uns die Schuhe aus. Es erscheint uns als der Schlüssel zum Verständnis, warum es mit dieser Stadt nicht vorangeht, warum ihr die arbeitsfähige und leistungsstarke Jugend und Bevölkerung davonrennt, warum sich die Stadt stets um eine Spitzenposition in der Arbeitslosenquote bewirbt. Wir wissen nicht, ob die BRAWO nur diejenigen Stimmen hat zu Worte kommen lassen, die der redaktionell gewünschten Tendenz entsprachen, oder ob die Brandenburger wirklich mehrheitlich in dasselbe Horn stießen. Sei es wie es sei: es ist zum Irrsinnigwerden!

Was ihnen also fehlt, den Mitbürgern? Lassen wir sie zu Worte kommen: Etwas mehr Farbe fehlt ihnen, Blumenrabatten, größere Bäume, eine Weltzeituhr (In Brandenburg, oho! Damit wir wissen, um welche Zeit die Farmer in Auckland bei der Mittagslektüre über unseren Kleingartengeist grinsen...), eine Toilette wäre schön – aber die paßt nicht hin, weil der Platz in seiner gegenwärtigen Form schon perfekt(!!!) ist – und immer wieder wird der Ruf nach einem Brunnen, einer Uhr und Blumenkübeln laut.

Wir möchten ergänzen: Stellt ein Schild auf: „Hier können Familien Kaffee kochen!“ Eine Litfaßsäule, die über die Aktivitäten des örtlichen Kaninchenzüchtervereins informiert, mittig plazierte, würde Effekt machen! Zwischen den Blumenkübeln und dem Springbrunnen sollte die „Gartenlaube“ respektive ihre Nachfolger verkauft werden, die man dann zu Hörnchen und Capuccino konsumieren kann – im Schatten lauschiger Linden, versteht sich. Und wenn am Rande noch ein paar Bausatzmodelle für

Ferraris im Maßstab 1:25 angeboten würden, die allen einen Vitrintrost böten, die sich das echte Gefährt nicht leisten können, dann würde das ganz dem Geist der vorgetragenen Bescheidenheit entsprechen. Hat man diese Leute mürrisch gemacht? Hat man ihnen die Visionen herausgeödet? Hat man diese Menschen zerbrochen? Ist das der Tatendrang eines Ernst Paul Lehmann, der Brüder Reichstein, eines Vater Franz? Ist das der Geist, der Opel, ARADO und die Mitteldeutschen Stahlwerke nach Brandenburg zog, der über dem Breitlingsee das erste Großraum-Amphibienflugzeug der Welt aufsteigen ließ?

Liebe Fee, erfüll uns doch den Wunsch und mach uns ganz klein, damit uns niemand mehr entdeckt und wahrnimmt! Sie haben alle lange genug über uns gelacht. Wir brauchen kein erwachendes, erstarkendes Brandenburg. Wir brauchen ein Schneckenhaus, in das wir uns verkrümmeln können, um ungestört unsere Wunden zu lecken, die man uns so lange schlug.

Was soll eine Besinnung auf einstige Größe? Was soll ein architektonisches Fanal, das die Brücke zwischen dieser Größe und unseren Glauben an die Wiedereroberung dieser Bedeutung schlägt? Wir wollen doch gar nicht. Schmalspur reicht uns. Hauptsache, uns tritt keiner auf die Füße. Wir beten mit Nicole: Gebt uns, Freya, Triglaf, Mutter Gottes, Frau Oberbürgermeisterin, liebe Stadtverordnetenversammlung: ein bißchen Frieden, ein bißchen Freude... Nicht zu viel, hört ihr, um Gottes Willen: nicht zu viel!

Die Olympiasiegerin im Kanusport und Ehrenbürgerin der Stadt Brandenburg, Frau Birgit Fischer, darf sich – so verkündet das Titelblatt derselben BRAWO freudestrahlend – nunmehr „Spargelspitze 2005“ nennen. Auch eine Art der Schaffung von Identifikationsobjekten: Einer Sportikone wird unser kleines, hübsch bescheidenes Kostüm der Selbstdarstellung übergeholfen, so ein niedlicher titulärer Deminutiv, der sich an der Lächerlichkeit der Maskerade des zirkusobligatorischen Dummen August orientiert. Wir lachen nicht über uns – verstehen Sie das nicht falsch! Wir meinen das richtig ernst. Keine Visionen, kein Zupacken – klitzekleines Stückwerk, das auf Außenstehende nur noch komisch wirkt. Es ist zum Heulen!

Ihr Mütter und Väter der Stadt am Havelstrom, vergebt uns! Vergebt uns, daß wir euer Erbe vernachlässigen, verfallen lassen und mißachten, wie das Plauer Schloß und den Neustädtischen Markt – weil uns vor der Größe eurer Leistung bange ist.

Wir sind Zwerge auf den Schultern von Giganten, wie Newton einst sagte – und wir haben alle Hände voll zu tun, uns festzuhalten. Damit wir nicht runterfallen! Da bleibt keine Zeit für einen Blick in die Ferne...

Was wir uns für den Neustadt Markt wünschen? Daß diese Stadt zu sich selbst fände, sich endlich ihrer bewußt werde. Wir wünschen ihr eine Gemeinde, deren Herz heiß und innig für die Stadt Brandenburg an der Havel pocht. Wir wünschen dieser Gemeinde Kraft zu einem visionären Verstand und genug Heimatverbundenheit, um diesen Visionen Gestalt zu verleihen! Wir wünschen dem Neustadt Markt eine attraktive Zukunft, weg von der gestaltlosen und leeren Öde, teilweise umkränzt von tristen Ruinen und leerstehenden Gebäuden, die das Verhältnis der Bürger zu ihrer Heimatstadt nur allzu deutlich spiegelt. Wir wünschen diesem Platz, daß er zu einem zentralen Träger von Stolz, Zuversicht und Identifikation werde. Eine schöne Damenhand wird immer von einem edlen Ring geziert. Gebt ihr diesen Ring! Gebt dem Neustädtischen Markt von Brandenburg sein schönes Rathaus zurück - ganz gleich, ob nach alter oder neuer Manier aufgeführt - aber die Form sollte es schon sein.

## Bretter, die die Welt bedeuten

### – zum 2. Untersuchungsausschuß 2005 des Deutschen Bundestages (genannt Visa- Untersuchungsausschuß)

J.-F. S. Lemarcou

Der Kaiser Joseph II. von Habsburg soll anlässlich eines Stückes von Mozart zum Kompositeur einst gesagt haben: „Zu viele Noten, lieber Mozart, zu viele Noten. Das menschliche Ohr kann nur eine begrenzte Zeit zuhören.“

Nicht zufällig kam mir die Erinnerung an diese Anekdote, als ich im Auftrage der Redaktion dem Verlauf des Visa- Untersuchungsausschusses folgte. Der Auftrag an sich war mir nicht unangenehm. Ich bin ein politisch interessierter Mann mit Gefallen am Theater. Aber von Moliere oder Sophokles bin ich anderes gewöhnt. Was geht hier vor?

Im Hauptteil des Zweiten Aktes nimmt der grüne Herr Außenminister und Vizekanzler der Bundesrepublik Deutschland, Herr Joschka Fischer vor dem Untersuchungsausschuß in Berlin zu der enormen Panne Stellung, die dem Auswärtigen Amt unter seiner Rigide in den Jahren 2000-2003 unterlief und vielen Kriminellen, Prostituierten und Schwarzarbeitern den Zustrom nach Deutschland bzw. in den Geltungsbereich des Schengener Abkommens ermöglichte.

Eshat alles in seiner Grundidee ein vernünftiges Fundament: Die Demokratie muß Kontrolle auf ihre Entscheidungsträger und Spitzenrepräsentanten ausüben. Ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß ist ein großartiges Instrument. Selbst ein Vizekanzler, ja auch ein Kanzler müssen, wenn sie vor den Ausschuß zitiert werden, Rede und Antwort stehen. Und gnade ihnen Gott, sie werden bei Falschaussagen gestellt. Dann trifft sie möglicherweise die gesamte Härte des Gesetzes. Ich sage betont „möglicherweise“, denn wir wissen ja seit dem Auftritt unseres verehrten Herrn Altbundeskanzlers Dr. Kohl vor dem Parteispendenuntersuchungsausschuß, daß ein rechtswidriges Verhalten eben nicht zwingend dazu führen muß, daß Justitia entsprechend ihres Auftrages ihres Amtes waltet. Ich bin neugierig. Schließlich ist es ja das erste Mal, daß das Deutsche Fernsehen live vom Geschehen während der Zeugenvernehmung berichtet.

Wie funktioniert das? Es werden also Abgeordnete aller Parteien, die im Deutschen Bundestag vertreten sind, zu einem Gremium zusammengefaßt, welches ähnlich einem Richterkollektiv eine Untersuchung zu dem entsprechenden, strittigen Sachverhalt durchführt. Daraus ergibt sich die Art des Verfahrens. Jedem zu diesem Gremium berufenen Abgeordneten wird eine gewisse Zeit zugestanden, an den jeweilig geladenen Zeugen Fragen zu stellen, die Licht in die fraglichen Hintergründe bringen sollen.

Und nun geht's los! Wir finden im Verlauf dieses Untersuchungsausschusses kaum ernsthafte Sachaufklärung. Sie steht eindeutig hinter parteipolitischen Formulierungen zurück. Die Interessen, die Regierung und Opposition gegeneinander treiben, prallen auch hier zusammen. Das ist menschlich, das ist verständlich, das ist vielleicht auch ganz gut so. Denn anders ließe sich parlamentarische Kontrolle kaum gewährleisten. Doch dann soll man das Kind beim Namen nennen und nicht die Bühne unter falschen Prämissen aufbauen. Wir sehen hier ein Stück, das so auf dem Programmzettel nicht angekündigt war. Doch weiter! Vor einem Gericht läuft es ja auch im Grunde genauso. Staatsanwalt und Anwalt des Beschuldigten vertreten konträre Auffassungen und verfolgen unterschiedliche Ziele. Am Ende jedoch muß eine Wahrheitsfindung stehen, die dem wirklich Geschehenen so gerecht wie möglich wird.



Und außerdem hat die Staatsanwaltschaft in einem Gerichtsverfahren die juristisch und in der Strafprozeßordnung verankerte Pflicht, auch den Delinquenten entlastende Fakten zu eruieren und anzuführen. (Wie oft dieser Pflicht in praxi mit der gebotenen Ernsthaftigkeit nachgekommen wird, das sei Gegenstand einer anderen Diskussion...) Dieser Gedanke aber sollte in so einem Gremium, wie einem parlamentarischen Untersuchungsausschuß, ebenfalls zum moralischen Prinzip erhoben werden. Eine solche Forderung ist schon einer Kultur der politischen Fairneß geschuldet. Aber dergleichen ist in diesem Verfahren, wie ich bedauernd konstatieren muß, so selten wie ein Gemüsebeet auf dem Mond. Es ist tragisch.

Die Partei- und Koalitionsfreunde tragen nur vor, was dem Befragten nutzen könnte; die Oppositionsvertreter lassen nichts unversucht, dem politischen Gegner, der vor ihrer Flinte nun im Fadenkreuz wie auf dem Präsentierteller sitzt, mit belastenden Schriftstücken und Argumenten die Hölle heiß zu machen. Und auf einmal wird klar, worum es wirklich geht: Hier drin wird die Politik nahtlos fortgesetzt, die schon im Plenum des Bundestages und in den Wahlkampfveranstaltungen zu oft so unerquicklichen Auswüchsen im Umgang miteinander führt.

Hier geht es – wie auch sonst – um die Macht. Und nur um die Macht und um nichts anderes! Herr von Klaeden, Frau Noll, Herr Uhl, Frau Hoffmann, Herr Kauder, Herr Binninger, Herr Montag, Herr Grindel, Herr Scholz und nicht zuletzt die vorgeladenen Zeugen fechten hier auf einem Nebenkriegsschauplatz um die nächsten Wahlen. Herr von Klaeden beispielsweise ist ein gelernter Anwalt und ein brillanter noch dazu. Man merkt es – der Mann hat einen geschliffenen Verstand und ist ausgezeichnet vorbereitet, wie auch der Rest der aktiv Beteiligten. Doch man wird bei ihm den Eindruck nicht recht los, als wäre er nicht der Souverän auf dem Schlachtfeld sonder habe statt dessen ein festes, unsichtbares Geschirre um, an dessen Zügelnde Frau Merkel sitzt und darüber befindet, wie weit Herr von Klaeden gehen darf und wo Schluß ist.

Herrn Montag hingegen unterstellt man unwillkürlich, daß er ein Persilpaket unter dem Tisch verstaut hat, um Herrn Fischer blütenweiß zu waschen. Keine kritische Anmerkung kommt über seine Lippen. Ein beinahe militanter Apologet seines Parteigenossen, ficht er wacker gegen seine Gegner auf der „Vernehmerbank“, statt sich ernsthaft um die Aufklärung des Eklats zu bemühen. Wahlen werden an dieser Stelle entscheidend vorbereitet. Das Konzept geht auf, denn ein Millionenpublikum ist dem Spektakel sicher. Weil es neu ist. Weil ganz „hohe Tiere“ auf der „Anklagebank“ sitzen und Michel sehen will, wie es „denen“ auch mal an den Kragen geht. Wie werden sie sich herauswinden, wenn man sie mit knallharten, belastenden Fakten konfrontiert?

Doch die Kampfspiele der Giganten haben einen unangenehmen Beigeschmack: Der Standard des Schlagabtausches, pardon, des Frage-Antwort- Procederes sinkt häufig unter Erstkläßlerniveau. Viele Beiträge werden häufig wörtlich wiederholt. Ist der Gegenüber schwachsinnig? Oder hört er schlecht? Oder schätzt man ihn so ein? Von der Seite des als Beschuldigten zu betrachtenden Herrn Außenminister wird rumgeeiert, es wird laviert, es wird gedruckt und es wird drauflos behauptet, daß es einem übel wird. Je klarer die Oppositionsvertreter ihre Fragen formulieren, je fundierter sie sind, desto mehr sucht Herr Fischer auf Nebensächlichkeiten auszuweichen um der zwingenden Beantwortung zu entgehen. Das Ganze ist an peinlicher Fadenscheinigkeit kaum zu überbieten. Er schmolzt drauflos, wie infam die Fragen seien und daß sie persönlich beleidigenden Charakter hätten. Was für ein unwürdiges Spielchen! Doch ein Fuchs ist er. Das muß der Neid ihm lassen. Dabei nutzt er gnadenlos die wenig zupackende Schwäche der wirklich gut vorbereiteten Oppositionsvertreter aus. Er ist

sich seiner selbst und seiner Sache ja so sicher! Und er weiß – sie können ihm nichts! Was wollen sie denn? Was wollen sie ihm denn tun? Und das weiß er. Rücktrittsbegehren? „Na, Sie wollen doch meinen Kopf. Deswegen sitze ich doch hier! Dann holen Sie ihn sich doch! Stellen Sie im Parlament einen entsprechenden Antrag, wenn Sie den Mut dazu haben, meine Damen und Herrn!“ Das ist Verhöhnung eines Untersuchungsausschusses pur! Denn es ist ihm absolut klar, daß sie diesen Antrag tunlichst nicht stellen werden. Zu sehr ist der Herr Bundesaußenminister in die internationalen Verbindungen der Bundesrepublik Deutschland integriert. Zu sehr fungiert er als Galionsfigur der rot-grünen Regierung. Daran ändern auch die derzeitigen erdrutschartigen Popularitätsverluste nichts. Noch nicht...

Also läßt er die Herrn Rechercheure wie die abzurichtenden Hunde in den Lederärmel beißen. Keift ein wenig retour um sie noch richtig scharf zu machen und – hat an allem seine unverdrossene Freude. Er ist hier in seinem Element. Er ist die Diva, die Primaballerina auf diesem Parkett, und so entblödet er sich keineswegs, seinen Zeugenstuhl des Öfteren in das Rednerpult des Plenarsaals zu verwandeln. Es werden keine sachbezogenen Auskünfte mehr gegeben. Es wird politische Polemik betrieben.

Herr Uhl, als Vorsitzender, erweist sich bei weitem zu schwach, um mit harter Hand den mächtigen Zeugen seiner wahren Aufgabe und seiner untergeordneten Stellung vor diesem Ausschuß des Souveräns und Hohen Hauses zu verweisen. Einmal dreht er Herrn Montag, der als Zeugenbeistand so aggressiv auftritt, wie es den Aufklärern zugekommen wäre, das Mikrophon energisch ab.

Doch es war das einsame Fauchen eines hilflosen Katers, wo das Brüllen eines Löwen obligat und angebracht gewesen wäre. Und – Herr Uhl war seinen Parteigenossen ein schlechter Alliiertes: Immer, wenn es so aussah, als hätten sie Herrn Fischer am Kragen, als müßten sie jetzt nur eine entscheidende Frage nachlegen, nur noch zupacken, anrucken, den Fisch(er) aus dem trüben, schlammigen Wasser ziehen, in dem ihm so wohl ist als wie hundert Welsen... – beendete er ihre Fragezeit. Herr Fischer konnte durchatmen.

Da war Herr Uhl korrekt. Einen entgleisenden und polemisierenden Zeugen aber in die Schranken zu weisen, das war ihm denn doch eine zu große Kragenweite. Der vorgetragene normative Anstand, der sicher im Umgang von Parlamentariern miteinander seine absolute Berechtigung hat, ist bei der Aufklärung von gravierenden Fehlern zu Lasten der Bevölkerung völlig fehl am Platze.

Schließlich hat der Herr Vizekanzler und Bundesaußenminister bei seinem Amtsantritt geschworen, Schaden vom deutschen Volke abzuwenden. Hat er das aus vermeidbaren Versäumnissen heraus nicht getan, so muß man ihn bei diesem Eide packen, wie einen jeden anderen auch. Nur dann ist Demokratie ernst zu nehmen. Nur dann. Alles andere ist Schmierentheater.

So sehen wir also einem Schachspiel zu, bei dem die Figuren aktiv agieren, obgleich sie ein wenig hilflos über das Spielbrett stolpern. Die Züge der Gegner werden strategisch vorgeplant, man hält sich gegenseitig die Vorbereitung vor, man tjostiert aufeinander los – nur auf eines werden wir lange aber vergeblich warten müssen. Das auch nur einer der Gegner sich die konträre Position des Gegenübers auch nur um ein Jota zueigen macht.

Denn auch ein solches Gebaren würde demokratische Reife attestieren. Kein auch noch so kleines Zugeständnis, kein auch nur winziges Bemühen, den anderen in seiner Lage verstehen zu wollen. Das wäre ja auch extrem

kontraproduktiv. Es geht ja schließlich nicht um die Interessen des Volkes, wie es pausenlos getönt wird – es geht nur um die Eigeninteressen der gegenwärtigen Machthaber und derer, die auf die Erlangung der Macht spekulieren. Machterhalt und Machtverlust und Machtgewinn – das sind die einzigen konstanten Variablen dieses Schauspiels. Sensibilisiert die Hinzuziehung der Television nun die breite, politisch uninteressierte Masse für das Geschäft der hohen Politik? Ich bezweifle das. Macht das Fernsehen die Politik transparenter? I bewahre!

Hier werden doch keine realen Minenfelder betreten. Von keiner Seite! Wenn es wirklich zu Sache geht, wie beispielsweise bei Herrn Grindels Nachfrage, was man sich denn konkret unter dem Begriff des „Nachsteuerns“ beim aus dem Ruder gelaufenen Notenstellungsverfahren in Moskau und St.Petersburg vorstellen darf, meint Herr Fischer lakonisch: „Nachsteuern!“ Schwubs! Das Skatblatt wird verdeckt – nix mehr mit Null ouvert! Hier wird knallhart gemauert. Oh, ihr vier Wenzel vom Altenburger Skatbrunnen, verhüllt eure Gesichter!

Wie kann man eigentlich mauern, wenn das Blatt offen auf dem Tische liegt? Wenn ein Staatsanwalt der Bundesrepublik aussagt, brisante Akte wären ihm in prozeßverschleppender Taktik erst nach den Zeugenvernehmungen und mit vierzehn Monatiger Verspätung vom auswärtigen Amt überstellt worden.

Eine Aussagegenehmigung (!) von seiten dieser Beamten wird erst erteilt, nachdem die Staatsanwaltschaft dargelegt hat, welche Fragen sie denn zu stellen beabsichtigt. Das muß man sich mal vorstellen. Wo leben wir denn? Bedienstete des deutschen Volkes stellen sich dem dringenden Anschein nach über das Gesetz und die unabhängige Justiz ihres Ernährers und Brötchengebers- ebenjenen deutschen Volkes!

Hier drängt sich der hammerharte Verdacht auf, daß von vereidigten Staatssekretären und anderen hohen Beamten systematisch Justizbehinderung zum eigenen Vorteil betrieben wird. Ein ungeheuerlicher Vorwurf! Der Herr Bundesaußenminister stellt sich auch noch demonstrativ – und wahrscheinlich nicht zuletzt im wohlbegründeten Eigeninteresse hinter sein Personal und begründet diese Infamie mit einer Fürsorgepflicht gegen die Beamten von seiten des Auswärtigen Amtes. Das ist der Gipfel.

Wenn sie den beschriebenen Sachverhalt als minder dramatisch oder zu abstrakt einstufen sollten, dann stellen Sie sich doch vor, Sie stünden im Tatverdacht, eine alte Frau niedergestoßen zu haben und ihr zwanzig Euro gestohlen zu haben.

Die Staatsanwaltschaft bestellt Sie zur Vernehmung ein und Sie lassen Sie erst mal vierzehn Monate warten und teilen ihr währenddessen mit, daß Sie überhaupt Ihre Zustimmung zu der Vernehmung davon abhängig machen, daß die Staatsanwaltschaft Ihnen im Vorherein mitteilt, was sie überhaupt von Ihnen will. Doll was? Ich sage Ihnen, was passieren würde. In Nullkommanichts stünde ein Polizeiwagen vor Ihrer Türe und Sie verschwänden umgehend in einer Zelle: Ausnüchterungszelle, Untersuchungshaftzelle oder Gummizelle!

Wir müssen uns also fragen, wird hier wirklich die parlamentarische Kontrolle ausgeübt, die bei der Entwicklung eines solchen Verfahrens angedacht war? Ich bin davon nicht überzeugt. Das hier führt zu nichts. Nichts für uns, die wir als Wähler doch alle vier Jahre mal den Souverän mimen dürfen. Für die Machtpokerer aber bringt es schon etwas. Zumindest, wenn sich der Wähler zum stumpfsinnigen Stimmvieh degenerieren läßt. Dann aber läßt sich nur bedauernd feststellen. Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient.

## Brief an Dr. Kurt Tucholsky

K. K. Bajun

Lieber Vater im Himmel!

„... nein, um Gottes Willen, nicht der große Herr mit dem weißen Bart dort hinten!“

Fühlt sich immer angesprochen, seit er sich in Gestalt seines eigenen Sohnes am Kreuze für die sündige Menschheit geopfert hat. Und alles umsonst! Nun hofft er, daß er doch noch mal gerufen wird, daß man ihn braucht. Aber er hätte wissen müssen, was für einen Tinnef er da am sechsten Tage aus seinen Restbeständen Lehm und Dreck und Hauch des Unendlichen zusammengeknetet hat. Hätt' er man bloß am Freitag um eins den Hammer fallen lassen, wie jeder gute Maurer und wär' ins Wochenende gefahren...

Aber nun gut. Doch auf der Wolke dahinten, der etwas rundliche Herr mit der Schreibmaschine, dem Glas französischen Rotwein, der Pfeife und dem „Quotidien“ unter dem Arm, der da, gleich neben S. J.<sup>1</sup>, ja – na endlich – jetzt schaut er rüber.

Also, lieber Vater Tucholsky im Himmel, es wird Dir nicht entgangen sein, daß unser Pontifex Maximus Johannes Paul, der Zweite seines Namens, nun ebenfalls den Weg alles Irdischen gegangen ist. Er muß ja quasi an Dir vorbeigekommen sein. Nun hat noch nicht einmal das Konklave begonnen, und schon bringen die Eminenzen, die Kardinäle, auf Druck des gläubigen Volkes eine Petition ein, die vom zukünftigen Bischof von Rom erbittet, seinen Vorgänger zu kanonisieren – und zwar im ungebührlichen Eilverfahren!

Da hast Du es wieder mal – das Volk, was Du ob seiner Tumbheit schon immer gerne bespöttelt hast: Was wollen sie ihn denn heiligsprechen, die Narren!? Schon sein Titel „Heiliger Vater“ besagt doch unmißverständlich, daß er mit seinem Amtsantritt in den Reigen der Heiligen aufgenommen wurde, auch wenn unter seinen Prädecessoren so mancher war, der eher den Titel „Unheiliger Vater“ verdient hätte. Allen voran Alexander VI. Borgia. Was ist also noch ein umständliches und teures Verfahren vonnöten? Aber das Volk braucht halt ein wenig Budenzauber und Brimborium. Warum haben sie Dich, ja Dich!!! eigentlich nie zum Heiligen vorgeschlagen? Blöde Frage, was?

Nein, ich finde sie gar nicht mal so blöd. Nur weil Du Jude warst und noch dazu ein Atheist, pfui Teufel!? Mein Gott, wie pingelig. Kommt es nicht auf die Werke an? Warum der Karol Woytila? Warum nicht Du? Zugegeben, er war ein frommer Mann, der vielen zum Vorbild dienen konnte. Aber ich sehe da noch was anderes: Der Karol Woytila verkörperte eine Illusion – die perfekte Illusion vom gütigen, lupenreinen (und daher weißgewandeten Opa), weise und segnend, beschützend und verständnisvoll, der ein Ohr hatte für die Not von jedermann und der den Frieden im Herzen und auf den Lippen trug. Er konnte den Leuten wie kein anderer das verkaufen, was unser Heinrich Heine – auch so ein frecher atheistischer Jude – so unnachahmlich das Eiapoepia vom Himmel nannte.

Da warst Du anders, Vater Kurt. Du hast ihnen ja gerade das genommen. Du hast ihnen ihre Illusionen zerstört, hast auf ihre Wahnvorstellung eingedroschen, wie seinerzeit Thor mit dem Hammer Mjöllnir auf die Riesen, Thursen und Jöten. Du hast ihnen ein anderes Lied gesungen, eines, das so

ganz verdächtig nach der Internationale klang. Erst das klassische gnothi seauton<sup>2</sup>, dann dieses suspekta „... uns aus dem Elend zu erlösen, können wir nur selber tun...“ Das riecht nach Arbeit. Nach verdammt viel Arbeit. So was will das Volk nicht. Das will gesegnet werden. Das will den Himmel geschenkt bekommen. Das will faul in der Karibik am Pool liegen. Zum Teufel mit einem, der der Masse Arbeit und Anstrengung aufbürden will! Oder am Besten – weil für alle sichtbar – ans Kreuz mit ihm!

Ja, ja, ans Kreuz mit ihm! Die Kardinäle werden es bestätigen: Der arme Wanderrabbi Joshua (auf griechisch: Jesus) aus Galiläa, der hat seinen Jüngern harte Arbeit abverlangt. Nichts von wegen: umsonst ist meines Vaters Reich. Den steinigen Weg eines wahren Christen zu beschreiten, darauf zu verzichten, seine Mitmenschen übers Ohr zu hauen, auszunutzen, sich auf deren Knochen ein faules Leben zu machen, zu lügen, zu heucheln und zu betrügen in einem fort, statt dessen ein Leben in frommer Demut und Einfalt zu führen, „ora et labora!“<sup>3</sup> – das alles ist härteste Arbeit, tägliche Anstrengung. Warum? Weil es dem innersten Wesen und Charakter des gewöhnlichen Nackten Raubaffen zutiefst zuwider läuft. Und das will doch kein normaler Mensch, nicht wahr.

Die wollen einen lieben, verständnisvollen Opa, der sie vor dem strengen Übervater im Himmel in Schutz nimmt. Der ihre planvoll und alltäglich begangenen Sünden durch sein sündenfreies Leben austilgt, rechtfertigt, annulliert. Dafür darf er auch ein bißchen mahrend den Zeigefinger heben: „Du, du!“ darf er machen. Und wir schauen ein wenig verschämt zu Boden. Für einen kleinen Augenblick tun wir demütig, lammfromm, als könnten wir kein Wässerchen trüben... Vor so einem nehmen die Leute dann, wenn sie das Privileg erhalten, ihm mal persönlich vor die Augen treten zu dürfen, auch eine devote Haltung an, klemmen den Schwanz zwischen die Beine, legen die Ohren nach hinten und bekommen große, treue Hundeaugen. Bloß nicht den lieben Opi aufregen! Und hinterher wird so eine kleine Mulattin in einer Besenkammer geschwängert... Aber der Opi wird's schon richten, beim lieben Herrgott da droben.

Das alles hast Du, Vater Kurt, den Leuten mit Deiner Schreibmaschine ins Stammbuch geschrieben. Nein, Du hast es ihnen um die Ohren gehauen. Mit gewaltigen Schlägen hast Du ihre verlogenen Masken zerdrückt, auf daß der Blick hinter die Kulissen schweife – ins Allerheiligste ihrer verkommenen Seelen. Wie sie auseinanderstieben, die Schaben, wenn einer in der Besenkammer das Licht anmacht...! Dafür sprechen sie Dich nicht heilig. Sie rächen sich dafür! Sie gründen eine Kurt-Tucholsky-Gesellschaft und verwalten Dich. Sie analysieren Dich in Diplom- und Doktorarbeiten, sie geben Dich als Gesamtausgabe heraus, bis kein Fetzen von Dir übrig bleibt. Sie bearbeiten Dich so lange, so gründlich und so wissenschaftlich, stellen vor Deine Person einen Palisadenzaun von hochkarätigen Persönlichkeiten mit vielen Dr.s und Prof.s, (von denen einige Dich zu Deinen Lebzeiten sicherlich ignoriert hätten, wenn nicht Schlimmeres...), daß kein Normalsterblicher es mehr wagt, Deine allem Irdischen enthobenen Texte zu lesen. Und wenn doch jemand kommt, der Deine Gedanken auch nur auszugsweise zitieren will, dann wollen sie Geld haben. Geld!!! Etwas, was Du selten hattest. Warum? Weil sie arm wären? Weil sie Miete zahlen müssen? Weil sie Deine Manuskripte teuer konservieren lassen? Alles Nonsens! Darum geht es nicht. Es geht darum, abzuschrecken. Je weniger Dich im Munde führen – um so besser! Denn diese Texte sind brandgefährlich. Du zeigst nämlich den Weg zu wahrer Befreiung – der viel mehr im harten Kampf gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit besteht, als im passiven Falten der Hände und dem Herunterleiern vorgegebener, liturgischer Texte.

2 „Erkenne dich selbst“

3 „Bete und arbeite!“

Du zündest Licht in den Seelen derer an, die suchen und verstehen wollen, statt eine Wachskerze in einer dunklen Kirchenhalle. Daher wird Dir das Tor unserer alleinseligmachenden Kirche auf ewig verschlossen bleiben – aus der Traum von Sankt Kurt. Aber ich glaube Dich lachen zu hören. Herzhaft und laut und ausgiebig. Und ich glaube, der weißgewandete Opa, der jüngst in das Haus seines Herrn heimging, wird an Dir nicht achtlos vorübergegangen sein. Ich glaube, er wird Dich mögen.

## Cicero im Zeugenstuhl

K. K. Bajun

Als vor zwei Tagen der Herr Bundesaußenminister vor den sogenannten Visa-Untersuchungsausschuß des deutschen Bundestags geladen war, schossen im Vorfeld dieses Ereignisses die Spekulationen ins Kraut: Wie er sich wohl würde verkaufen können, der Chef des Auswärtigen Amtes. Ob der „Chefankläger“ Herr von Klaeden dem profilierten Redner gewachsen sei. In so mancher Redeschlacht wäre er ihm schon unterlegen. Ja, der Joschka Fischer, das sei schon ein Rhetoriker vor dem Herrn.

An dieser Stelle wurde ich neugierig. Ist das wahr? Wird vor unseren Augen und Ohren die alte Agora, das Forum Romanum wiederauferstehen? Ceterum censeo Karthaginem esse delendam!? Die zwölfteinhalbstündige Befragung gehört mittlerweile der Vergangenheit an. Mein verehrter Herr Kollege Lemarcou berichtete an anderer Stelle ausführlicher vom Gegenstand und dem Verlauf der öffentlich übertragenen Ausschußsitzung und das soll auch nicht Gegenstand meiner Betrachtung sein. Die hohe Kunst der Überzeugung, getragen von den hehren Schwingen der Rhetorik – es ist doch immer wieder ein Genuß, der gesetzten Rede lauschen zu dürfen. Sollte uns das nach Jahren des Stotterns und Blödelns, der verstepten und verwüsteten Artikulation im Deutschen Fernsehen wieder geboten werden? Ich war gespannt.

Was folgte, war schlichtweg ernüchternd. Vom rednerischen Aspekt betrachtet, machte der von den westdeutschen Kommentatoren auf Platz Zwei gesetzte Herr von Klaeden überhaupt keine schlechte Figur. Ganz im Gegenteil, von allen Anwesenden brillierte er noch am meisten. Und der vielbeschworenen Favorit, von dem die Journalisten noch im Nachhinein behaupteten, er hätte einen Punktsieg davongetragen? Einen Rhetoriker habe ich nicht gehört. Nirgendwo.

Was ich recipierte, war ein zur Beleibtheit tendierender Herr, der die Wucht seines hohen Amtes mit den Ausmaßen seiner Leibesfülle unterstrich und wirkungsvoll in Szene zu setzen verstand. Unser Altbundeskanzler Herr Dr. Kohl mochte diesbezüglich eine gewisse Vorbildwirkung vermittelt haben. Also, an der Körpersprache, der nonverbalen Artikulation, war nicht zu rütteln. Das hatte was! Aber der Rest! Der Rest! Nein, das war nicht die geschliffene Rede, das Spiel der metrisch und klanglich aufeinander abgestimmten Worte. Das war Flez auf höherem Niveau – und darüber hinaus nicht viel mehr. Da wurde ungezwungener Flaps in die Runde getragen. Das verstehen westdeutsche Journalisten unter Rhetorik? O Sancta Simplicitas! Hier saß ein Mann vom politischen Schwergewicht eines Vizekanzlers einer Reihe von Abgeordneten gegenüber – er voll des Selbstvertrauens und einer überragenden Selbsteinschätzung, die im Leben nicht den Gedanken der Infragestellung des eigenen Ichs aufkommen ließe, und diese Haltung fand ihren Ausdruck in der Wahl der Worte und dem Modus der Rede. Nach der Devise „Was stört es eine deutsche Eiche, wenn sich ein Rudel Säue an ihr schubbert?“, wirkte die lässig-joviale



Sprachwahl des Herrn Bundesaußenministers eher überheblich, denn stilistisch geschliffen. Daß sie dennoch auf die besagten Kommentatoren größten Effekt machte, ist ein Armutszeugnis der verkommenen deutschen Sprachkultur, deren einst fulminanter Glanz fußte auf den linguistischen Leistungen der Väter Europas. Und es ist noch mehr. Diese völlige Verkenning einer zweifelhaften Selbstinszenierung läßt Rückschlüsse zu, die dem neudeutschen Grundcharakter nicht eben schmeicheln, sich aber dennoch wieder und wieder bestätigt finden: Diese Stieseligkeit, dieses Unfreie, Gezwungene, dieser ganze angepaßte Krampf im täglichen Umgang miteinander führt letztendlich dazu, daß einer, der die unerhörte Schallmauer dieses ängstlich bedeckten Gehabes durch unkonventionelle Konversation unterbricht, für einen großen und der Freien Rede mächtigen Rhetoriker gehalten wird. Gott, ist das jämmerlich!

Folgender Umstand wird dabei völlig ignoriert: Findet genau diese Artikulation unterhalb einer gewissen gesellschaftlichen Ebene, nämlich der des tonangebenden deutschen Muckertums statt, dann wird sie als distanzloses, proletarisches Geschwafel mit kalter Verachtung bedacht. Tönt es aber von den Gipfeln des Parnaß in derselben Weise, dann – ja dann, liebe Freunde der klassischen Bildung, merket auf: akustischer Balsam träufelt auf Euch hernieder. Es war, ich resümiere es noch einmal, eine Wohltat, Herrn von Klaeden in seinen Ausführungen zu folgen. Eine ruhige und gesetzte Stimme, voll des Sachverstandes, von der sie getragen und geleitet wurde, kontrastierte wohlthuend zu den vielen hundert „Ääähs“ des mit so wohlwollenden Vorschußlorbeeren bedachten „Rhetorikers“ und Chefdiplomaten des Volkes der Dichter und Denker!

Daß Herr Fischer noch vor wenigen Wochen die Beliebtheitsliste deutscher Politiker beim deutschen Volke anführte, sollte beiden Seiten – ihm und dem Volke – Stoff zum Nachdenken bieten. Zumindest Herrn Fischer sollte man die Fähigkeit zu ernsthafter Reflektion durchaus unterstellen dürfen. Man munkelt aber, er mache von dieser selbstkritischen Betrachtung ebensowenig Gebrauch, als von seinem rhetorischen Potential, insoweit ich dessen an jenem 25. April 2005 gewahr werden konnte. Nein, hier war nichts Überzeugendes. Ganz im Gegenteil. Das, was Herr Fischer an Inhalten zu transportieren gedachte, verkehrte sich in den Ohren der Zuhörer mehrheitlich ins Gegenteil, wie eine Internetumfrage der Frankfurter Allgemeinen Zeitung bestätigte. Wenn es denn seit altersher der Sinn einer guten Rede ist, sein Auditorium in den Bann der eigenen Ausführungen zu schlagen, dann hat der Herr Bundesaußenminister weit, weit an diesem Ziel vorbeigeschossen. So weit, daß man in der Welt des Fußballs von einem klassischen Eigentor spräche.

Wir sahen also, unabhängig von den Fragen der gebotenen Sachaufklärung allen Behauptungen einer dem Herrn Bundesaußenminister wohlwollenden Presse widersprechend, einen weitaus überlegenen Herrn von Klaeden, dessen scharf und präzise gewürzte Angriffe, unpräzise und zielgenau vorgetragen, lediglich zerrieben wurden im Spannungsfeld zwischen den noch selbst vor dem Untersuchungsausschuß konkurrierenden Mächten: Hie Vizekanzler und Außenminister, dort Abgeordneter und Parteisoldat; hie geladener Zeuge, dort Obmann und einzig Frageberechtigter. Darin bestand das eigentliche Dilemma des ganzen Schauspiels. Dennoch will ich den Artikel nicht unversöhnlich beschließen. Was die Wahl seiner Formulierungen betraf, so schlug sich der Herr Bundesaußenminister über lange Strecken so schlecht nun auch wieder nicht: für einen Ungeschulten sogar recht beachtlich. Herrn von Klaeden merkte man die profunde Bildung durch und durch an. Unverständlich bleibt nur die eklatante Fehleinschätzung der Leistung beider Kontrahenten durch ein paar Vertreter der Presse, die sich hüten sollten, in die Niederungen der Hofberichterstattung abzusacken.

## Der Prinz und die Bettelirne

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Das hugenottische Herz blutet. Über dem Schreibtisch hängen die Bilder großer Vertreter des Hauses H., welches einst die führende Familie in Preußen und dem Reiche war. Bis zu dem ersten der beiden großen Kriege, in dem ein nicht nur am Arm, sondern auch an der Seele verkrüppelter unseliger Sohn dieses Hauses keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche kennen wollte. Diese kannten am Ende nur noch die nackte Not, Anarchie, Zerstückelung des Landes und so weiter. Es konnte zu dieser Katastrophe nur kommen, weil die preußischen Tugenden, die einst das Land durchwirkten, entweder sinnentleert, pervertiert oder gar vergessen wurden.

Recht sauer über diese Entwicklung riefen die gebeutelten Menschen eine Republik aus, die sich zwar im Nachhinein als sehr labil erwies, zunächst einmal aber das Verdienst erwarb, den überflüssig gewordenen Adelsstand reichsweit abzuschaffen. Dieser aber trotzte den Realitäten und verstand es, im Volke, auf dessen fatale Amnesie man regelmäßig zählen kann, eine Sehnsucht nach einer Welt zu wecken, wie sie nur in den simplen Hirnen einfacher Leute existiert – und sonst nirgendwo: die Sehnsucht nach der glamourösen Welt des Adels. Das Volk träumt sich diese Welt als eine heile, frei von den Sorgen des Alltags, frei von den Sorgen des Broterwerbs; man ist schön, man ist reich, man taumelt wie ein bunter Schmetterling von Festivität zu Galadiner, man bleibt in anbetungswürdiger Arroganz unter sich – das Volk fühlt sich augenscheinlich sauwohl als Zaungast und ahnt nicht einmal um seine enorme Wichtigkeit in dem Spiel. Denn seine Groschen sind es seit eh und je – ihrer Masse gezählt – die den Adel am Leben erhalten.

Doch bei vielen Vertretern dieses einst mächtigen Feudalstandes sind die alten Einnahmequellen weggebrochen. Das Tafelsilber ist verhöckert, die alten Schlösser und Burgen waren nicht mehr zu halten. Und so müssen sich oftmals Blaublütige in ganz profanen bürgerlichen Berufen um ihren Lebensunterhalt bekümmern. Banker sind sie, und Berater, Aufsichtsräte und Versicherungsmanager. Ihr „von“ und „zu“ schafft ihnen zum Entree in die Wirtschaftswelt noch immer einen nicht eben geringen Bonus.

Doch wie in jeder menschlichen Gruppe gibt es auch hier die obligaten Außenseiter. Um die Standesehre zu wahren, apanagiert man jedoch oftmals seine Schwarzen Schafe und hält sie von den Augen der Öffentlichkeit möglichst ferne. Denn ein adliger Sozialhilfeempfänger – das könnte leicht ganz böse auf das überlebenswichtige Klischee der Blaublütigen als Gesamtheit zurückschlagen. Noblesse oblige! Doch zunächst einmal gäbe es Schlagzeilen. Denn es wäre ein Skandal! Skandale aber und ihre Headlines bedeuten Geld. Das sagte sich wohl auch der Mann, über dessen Auftritt zu schreiben wir lange mit uns rangen. Ein Blatt mit seriösem Anspruch sollte dem Gebaren solcher Leute eigentlich keine Erwähnung tun.

Dennoch – es tut weh! Die erwähnten Bilder über dem Redaktionsschreibtisch: Da steht Kurfürst Albrecht Achilles mit dem Rücken an einem Baum, das mächtige Schwert in der Hand, umgeben von einer Anzahl gegen ihn anstürmender Feinde. Und er teilt wacker aus. So wie schon seine Vorgänger. Friederich, Burggraf von Nürnberg, beispielsweise. Der mit der „Faulen Grete“, dieser riesigen Kanone, in die Mark gezogen kam, um sie zu befrieden. Der die hochmütigen Raubrittergeschlechter der Mark auf Normalmaß zurückstutzte und dem Lande Rechtssicherheit gab. Joachim, dem vom rebellischen Adel an seine Schlafzimmertür zu Köpenick Morddrohungen gepinselt wurden und der sich mit einem Blutgericht erkenntlich zeigte, das den Halunken wies, wer Herr im Hause Brandenburg

war. Da stehen der Große Kurfürst und Frau Luise Henriette, die mit einem enormen persönlichen Aufwand das Land nach der unsagbaren Nemesis des Dreißigjährigen Krieges wieder aufrichteten, die räuberischen Schweden aus dem Lande prügelten, einen modernen Beamtenstaat schufen. Da der Soldatenkönig, dieser wahrhaft Erste Diener Preußens; neben ihm sein Sohn, unser Großer König, über deren beider Verdienste wir an dieser Stelle wohl nichts weiter sagen brauchen. Dort Königin Luise, die dem französischen Adler trotzte und stoische Standhaftigkeit und Volksverbundenheit bewies.

Wir sehen sie an, und dann ertragen wir mühsam die Bilder eines Mannes, der unverdientermaßen von Gott das Privileg bekam, den Lenden solcher Menschen entspringen zu dürfen. Nennen wir ihn Prinz Fiffi. Seinen wahren Namen wollen wir schamhaft verschweigen.

Prinz Fiffi also braucht Geld. Und auf anständige Weise scheint es nicht zu klappen. Was bleibt, sind die modernen Ausgaben der mittelalterlichen Schaubuden auf den Jahrmärkten: die Illustrierten der sogenannten Boulevardpresse. Wenn man sich von den Schaustellern, sprich Chefredakteuren anmieten läßt, um sich auf den Bühnenbrettern als echter Prinz dem gaffenden Plebs präsentieren zu lassen, springt schon seit altersher für Budenbesitzer und abgehalfterte Hoheiten etwas raus. Das Volk lechzt, das Volk zahlt. Nun könnte sich Prinz Fiffi mit einer Prinzessin zusammentun und eine „Traumhochzeit“ begehen, sie hernach ein wenig betrügen, sich wieder mit ihr zusammenraufen – na ja, das Übliche halt. Doch das würde nur wenige Schmuddelblätter hinter dem Ofen vorlocken. Und reichen würde es bestenfalls für die nachgeordneten Seiten. Die aber bringen kein Geld!

Er könnte es auch so anstellen, wie sein peinlicher Vetter vom Stamme Heinrichs des Löwen, den man „das dreifache P“, den pissenden Prügelprinzen nennt. Aber dazu braucht es wohl schon eine aggressive Veranlagung. Wer die nicht hat, muß sich halt nach Alternativen umsehen.

Und da geschieht es: In den Hausbriefkasten flattert die Offerte einer Person zweifelhaften Rufs, die es um jeden Preis nach oben schaffen will. Nicht mit ehrlicher Arbeit, einer Karriere in Politik, Wirtschaft oder Kunst. Nicht der Kopf soll es machen, sondern die Kurven, die Rundungen des Leibes, an denen sich seit jeher sexuelle Phantasien entzünden. Diese „Reize“ in Kombination mit distinguierten Herren aus der Gesellschaft versprechen maximalen Gewinn. Außer diesen Leib zu verunstalten, bis er die entsprechende nuttige Aura verströmt, braucht man nicht weiter zu arbeiten. Das Geld kommt dafür rein, daß man anderen einen Blick auf das entartete Kunstprodukt feilbietet.

Nun ist diesem Frauenzimmer allerdings das eine sozial höherwertige Männchen abhanden gekommen, das ihr bislang das ersehnte Entree zur „Gesellschaft“ ermöglichte. Zu allem Überfluß ging die Staatsanwaltschaft lange Zeit davon aus, daß das Subjekt am Tode des Männchens nicht unerheblich beteiligt gewesen sei, welchen Verdacht sie jedoch vor Gericht nicht zu bekräftigen vermochte.

Wie dem aber immer sei: Nun war sie allein und alleine ist sie nicht gefragt. Ihre Rolle ist festgelegt auf „buntschillernde, anrührige, skandalträchtige und sexuell hochaktive Begleiterin hochrangiger Persönlichkeiten männlichen Geschlechts“. Die Mehrheit der Gutsituierter riechen den Braten und halten sich ferne aus dem Dunstkreis des Möchtegern-Vamps und der sie umgebenen Kameras. Viele beweisen einfach nur Geschmack. Und so schreibt das Mensch an einen Prinzen von Anhalt, dem sie ihre Gesellschaft zu gegenseitigen Werbezwecken andient. Es ist uns nicht bekannt, ob das Haus Anhalt diesen Posteingang einer Antwort wert befand. Wir

vermuten, daß die Anhaltiner Noblesse genug besaßen, den Wisch diskret zu übergehen, bevor er an eine namhafte Zeitung lanciert wurde, um den wahren Charakter des Subjektes und ihrer angestrebten Beziehungen zu enthüllen. Die Vieloperierte allerdings ließ nicht locker, warf die Angelrute ein zweites Mal aus – und siehe: ein kapitaler Bursche biß an. Dachte sie. Und denken viele! Aber es ist nur ein mickriges Fröschlein, das sich halt durch Zufall einen kapitalen Namen eingetreten hatte. Man kann ihn vor den geilen Linsen der Halbweltzpresse noch so knutschen – es will und will kein Prinz aus ihm werden, auch wenn er es dem Namen nach schon ist. Der Fiffi bleibt ein Fiffi.

Warum nun um alles in der Welt kommentiert der Preußische Landbote diese unsägliche Affaire? Wäre „totschweigen“ hier nicht angezeigt? Wir haben es uns nicht leichtgemacht. Am Ende stand die Entscheidung, unsere Ansicht offensiv zu äußern. Denn auch wir stehen an einer preußischen Front und verteidigen preußische Werte. Unser Blatt ist ein „Preußischer“ Landbote! Brandenburgische und preußische Bürger sind überragenden Söhnen und Töchtern des Hauses H. durch die Hölle gefolgt. Für Preußen! Für Preußen haben die Bürger Kolbergs standgehalten.

Für Preußen haben die Generals Yorck, Wartenberg, Gneisenau, Schwerin und viele andere mit ihren Männern gefochten. Für Preußen hat sich die Blüte des preußischen Adels gegen das Monster aus Braunau erhoben und hinschlachten lassen. Für Preußen und im Bewußtsein, Bürger dieses Landes zu sein, haben sich Märker, Hugenotten, Juden, Böhmen, Salzburger und viele andere zu einem achtbaren Lebensentwurf gefunden, der die noch heute in aller Welt berühmten und geehrten preußischen Werte zur Grundlage hat. Preuß zu sein bedeutet eine unbedingte Verpflichtung zu einem moralisch einwandfreien Lebenswandel, zu Aufrichtigkeit, Treue und Pflichtschuldigkeit. Glamourdirnen, Parasiten und gottlose Tagediebe haben in Preußen keinen Platz. Sie sollen sich zum Kuckuck scheren! Desgleichen Fiffis, die einen Namen beschmutzen, der ihnen von Gott verliehen wurde und der sie zu einem Lebenswandel verpflichtet, nach dem sich ein Preuß reinen Herzens orientieren und richten kann. Die statt dessen diese Verpflichtung mit Füßen treten und eklatantes, nichtswürdiges Affentheater vorführen – für eine Handvoll Euros.

Pfui Teufel! Es komme keiner auf das schmale Brett, wir wären gegen eine Liaison eines Prinzen mit einer Dame bürgerlichen oder „nachgeordneten“ Standes eingestellt. Und wenn sie eine Reinemachefrau, Stewardess, Hostess, Zahnarztshelferin oder Bankangestellte ist! Das ist uns völlig egal.

Wenn das Mädchen oder die Frau einen ehrbaren Charakter in eine aufrichtige Beziehung bringt, dann geht uns das Leben dieser beiden Persönlichkeiten einen feuchten Kehricht an. Und wir werden uns eher die Zunge abbeißen, als ein einziges Wort über ein solches Zusammensein zu verlieren, was über „herzlichen Glückwunsch und alles Gute für die gemeinsame Zukunft!“ hinausgeht.

Aber das hier, das stößt uns von Herzen ab. Wir wären desungeachtet stille gewesen, wenn sich dieses „Pärchen“ nicht zwanghaft der Öffentlichkeit aufgedrängt hätte. Doch die Öffentlichkeit – das sind auch wir. Und wie pflegte unser geistiger Vater Tucholsky zu sagen: „Wer kegelt, muß sich auch die Punkte sagen lassen!“

Wir wünschen dem Hause H., daß es sich von solchen unseligen Auswüchsen befreien und eingedenk seiner großen Tradition zu einem Wege finden möge, diesen widerwärtigen und schweren Affront unbeschadet zu überstehen. Wir stehen diesbezüglich an seiner Seite, getreu dem Schlachtruf von Hakenberg-Fehrbellin: In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!

## Die Mission der Legionen und der Traum des Schriftleiters

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Heute morgen kam unser Schriftleiter aufgeregt in die Redaktion gestürmt: „Kinders, nun ratet mal, was mir just die Nacht träumte!“ Erwartungsvoll schweiften seine Blicke in die Runde. Die Kollegen schauten erst etwas verblüfft, dann stieß dieser oder jener Ellbogen in die Seite des Nachbarn, ein dezentes Grinsen und Feixen verbreitete sich und dann brach das Geschnatter los: „Presseausweise!“ „Gehälter für das schreibende Volk!“ „Beständig Haussierende Wertpapiere!“ „Ein unbelastetes Wassergrundstück im Berliner Speckgürtel!“. Die Stirn des Alten begann sich zu furchen. Man machte sich offensichtlich über ihn lustig. Doch es war zu spät!

Die kleine Flamme hatte Nahrung gefunden und schwoh an zu einem Flächenbrand. Es gab kein Halten mehr! „Urlaub in der Taiga, Provence, Apulien!“ „Eine eigene Klagemauer für den Schreibtisch, Modell 1:100!“ Finster starrte Fjö vor sich hin. Herr Akinokawa aber zitierte ein japanisches Haiku: „Natsukusa ya, tsuwamonodomo ga, yume no ato!“ Das bedeutete ins Deutsche übersetzt, daß Sommergras alles sei, was vom Traume des Kriegers übrig geblieben wäre. Der Schriftleiter sank auf seinem Ledersessel zusammen: „Ich führe einen Kindergarten...“, murmelte er gebrochen vor sich hin. Dann raffte er sich auf: „Nein, verflucht! Ich habe geträumt – ungelogen – daß...“ Er zögerte. Seine Blicke schweiften unsicher über die erwartungsvollen Gesichter der Kollegen. Dann setzte er seufzend die begonnene Rede fort: „Nun, daß ich namens des Landboten mit einigen anderen Journalisten den amerikanischen Präsidenten einen Tag lang begleiten konnte.“ Stille. „Ja, das ist schon verrückt.“

Wie kommt man denn darauf?“, grunzte Don Miquela. Fjös Stimme rang um etwas Festigkeit: „Na ja, ich konnte mit der Air Force One mitfliegen, im Oval Office in der Ecke sitzen, mir Notizen machen, an Mitarbeiter Fragen stellen, Abläufe beobachten. War interessant. Besonders die Poststelle des Weißen Hauses. Nach welchen Kriterien die Eingänge gesiebt wurden... Unter anderem wurde eine Zeitung durchgelassen, deren Headline verkündete: How to use a good English grammar! Ich fragte die Zensurbehörde, ob denn das nicht einem Affront gegen die geheiligte Person des Präsidenten gleichkäme. Man müsse ihn in jeder Beziehung unterstützen, war die Antwort. Die Werke und Briefe Herrn Michael Moore's dagegen ließen die Schredder und Papierkörbe überquellen. „Komisch...!“, dachte ich.“

Merkwürdigerweise wurde für die Ausgänge die eidgenössische Post bemüht. Haben wohl kein rechtes Vertrauen in die U.S.-Mail gehabt. Hatte die CIA dort hinten etwa eine große Lupe in der Hand, made by The Watergate Magnifying Glass Builders Ltd.?

Wie dem auch sei, spätestens an diesem Punkte hätte mir aufgehen müssen, daß es sich um einen Traum handelte. Doch ich war zu ergriffen von den Möglichkeiten, die mir diese Akkreditierung bot. Ich weigerte mich, an das Irreale dieser Situation zu glauben. Das Sahnehäubchen war nämlich die Gelegenheit, zum Ende dieser Hospitation eine Präsidentendirektive zu formulieren. Das war wie bei der Guten Fee: Ein Wunsch hat jeder! Also dachte ich hin und her und dann stellte ich vor mein Auditorium und verkündete (und nun stand er wirklich auf): „Rom ist nicht an seinen Wasserleitungen aus Blei, sondern an seiner Arroganz und seinem Hochmut den unkultivierten Barbaren gegenüber erstickt. Und gleich ihm ein jedes Imperium, was sich in seiner Nachfolge sah. Sie alle bedienten sich hemmungslos an den Ressourcen der unterworfenen Nachbarn, bis diese

irgendwann einmal definitiv die Schnauze voll hatten. Dann wurde die Solidität des herrschenden Staatswesens geprüft, gewogen und regelmäßig zu leicht befunden. Zurück blieben Ruinen und die Erinnerung an einst glorreiche Zeiten. Die Geschichte lehrt, daß sich Vorgänge dieser Art stets und ständig in ihrem Kern wiederholen.

Die amerikanische Nation hat nun unlängst einen speziellen Schulausflug zum Fach „History of the World“ unternommen. Er führte sie in den Mittleren Osten, nach dem Lande Mesopotamien. Dort, wo die ersten menscheitsprägenden Großreiche entstanden, die Stadtstaaten des Zweistromlandes, in dem fruchtbaren Gürtel entlang der großen Ströme Euphrat und Tigris, dort ließen sich solche Prozesse wie das Werden und Vergehen von durchorganisierten menschlichen Gemeinwesen betrachten wie unter einem Schauglas. Keine noch so hohe Entwicklungsstufe, kein noch so gewaltiger Reichtum, keine noch so weitreichende Macht schützte je vor einem fatalen Zusammenbruch. Erinnern wir uns des lydischen Königs Krösus, der das Orakel von Delphi um den Ausgang eines geplanten Feldzuges wider die Perser befragte! Das Orakel antwortete, daß er, würde er den Fluß Halys überschreiten, ein großes Reich zu zerstören im Begriffe sei. Er überschritt und das große Reich ging zum Teufel – nämlich sein eigenes!

Die wichtigste Lehre aus diesem bedeutenden Ereignis, das im Jahre 546 vor Christus stattfand, ist, daß es viele Flüsse gibt, die Halys heißen könnten. Ob man sie nun tatsächlich Rhein nennt, oder Euphrat oder wie auch immer, ist dabei völlig unerheblich. Doch es gibt signifikante Unterschiede. Damals war der Kontrahent des Krösus ein Perserkönig namens Kyros II. Zwei Heere, deren Mannschaftsstärken sich bestenfalls nach wenigen Tausenden bemaßen, wurden in Marsch gesetzt. Heute liegen die Dinge anders. Die Gegner der amerikanischen Expeditionstruppen im Zweistromland sind nicht eben ein paar zerlumpte Beduinen – es ist beinahe die gesamte Welt unter dem Halbmond.

In einem leidenschaftlichen Artikel des Landboten vom 15. April 2003 („Die vernichteten Kulturschätze von Bagdad, ein Verbrechen am Erbe der Menschheit“) wiesen wir bereits auf den Umstand hin, daß das eigentliche Ziel der Invasoren sich an ihrem Verhalten im überrannten Lande ablesen ließ. Während dem Ölministerium aller erdenklicher Schutz zuteil wurde, überließ man das irakische Nationalmuseum großzügig der Plünderung. Deutlicher ging es nicht. Kultur, Welterbe, ja sogar Hussein waren den Amerikanern schießegal. Diesen Verbrecher würden sie ganz im Gegenteil noch großzügiger gemästet haben, als sie es im Iran/Irak – Krieg schon taten, wenn er sich denn zu einem proamerikanischen Satrapen erklärt hätte – alle denkbaren Vergünstigungen hinsichtlich des irakischen Öls garantierend, die von der amerikanischen Wirtschaft nur immer gefordert worden wären. Seine Menschenrechtsverletzungen, sein Völkermord an den Kurden, seine Gewaltherrschaft und schamlose persönliche Bereicherung auf Kosten von Millionen Irakern interessierten die Vorstandsetagen amerikanischer Konzerne nicht einmal peripher. Sie sind auf deren Rechenschiebern kaum als winzige Markierung vorhanden und daher völlig belanglos.

Das bekam erst politisches Gewicht, als man einen plausiblen, rosarot angestrichenen Vorwand zum Einmarsch brauchte. Hier treffen wir auf die Essenz römischer Senatorenmentalität. Hier schallt uns die Stimme des Forum Romanum entgegen, das seinen Sitz nunmehr vor das Monument von Washington verlagert hat. „Vae Victis!“, drohte einst der Gallierkönig Brennus den besiegten Römern. Liebe Amerikaner! Laßt es nicht soweit kommen, daß dieses Menetekel, welches euch schon deutlich mit dem brutalen Abriß der Zwillingstürme auf den New Yorker Himmel geschrieben wurde, zum Omen Eures Unterganges werde! Erkennt den roten Faden, der sich durch die Geschichte zieht! Ändert Eure von hirnlöser



Gier vernebelte Haltung und dokumentiert dies, indem ihr das Marinekorps um das irakische Nationalmuseum herum postiert. Hetzt das FBI auf die Fährte der Strolche, die sich an den geraubten Artefakten bereicherten. Treibt die Lumpen zu Paaren und klagt sie wegen Hochverrates an der amerikanischen Nation an! Denn um nichts weniger wiegt ihre Schuld. Wer euch die Vergangenheit, die in jenem Museum so anschaulich dokumentiert wurde, nimmt, der stiehlt euch den Blick auf eure Zukunft. Der läßt euch mit verbundenen Augen über die Planke gehen. Rohstoffe sind wichtig. Überleben ist wichtiger. Das irakische Öl aber kann euer Überleben nicht annähernd so sichern, wie es euch dünkt. Historische Weitsicht und aus ihr bezogene Entscheidungen können einzig dazu beitragen, daß ihr auch zum Ende dieses Jahrhunderts noch auf den Landkarten dieser Welt zu finden sein werdet.“

„Diese Rede hielt ich im Oval Office, meine Herren. Welche Resonanz ihr zuteil wurde, kann ich nicht sagen. Der Wecker klingelte, ehe Condry Rice auch nur die Lippen auseinander bekam. Schade eigentlich.“ Es war leise in der Runde. Einzig des Schriftleiters alter Ledersessel knätzte stöhnend, als sich sein Besitzer in ihn hineinfallen ließ. Nach einer Weile hörten wir dann doch Herrn Akinokawas Stimme: „Sommergras, Herr Fjöllfross, ist alles, was geblieben ist vom Traum des Kriegers...!“

---

## Die Wahl in Nordrhein-Westfalen 2005

B. St. Fjöllfross

**1912** rampte die Titanic den Eisberg und ging unter. Es war tragisch. Dann brannte der Zeppelin „Hindenburg“ beim Landemanöver in Lakehurst ab. Was für eine Katastrophe! Und nun die 2005er Wahl zum Landtag in Nordrhein-Westfalen: Die SPD wurde in ihrer ureigenen Hochburg abgewatscht, daß die Heide wackelt. 35% aller Wähler gaben ihr nur noch ihr Vertrauen. 43% erwärmten sich für die CDU.

Da die Nordrhein-Westfalen-Wahl als Indikator für die politische Landschaft in Deutschland angesehen wird, steht es schlecht für die Arbeiterpartei bei den Bundeswahlen zur nächsten Legislaturperiode. Schwarz hat gesiegt. Es wäre aber interessant zu wissen warum.

Es sind Allgemeinplätze, daß die CDU auch nicht in der Lage sein wird, Investoren nach Deutschland zu locken, die den alten Wohlstand der Siebziger und Achtziger zurückbringen. Doch die Sehnsucht nach solchen Wundertätern scheint übermächtig zu sein. Die Rechten können das Tor für die „Heuschrecken“ nur noch weiter öffnen, als das bislang unter dem Druck des sich globalisierenden Kapitals eh schon geschah. „Shareholder Value“ heißt das Zauberwort, das künftig die Richtlinien der Politik bestimmt. Da ist kein Platz mehr für soziale Sentimentalitäten. Der Raubtierkapitalismus bekam eine zweite Chance und er verstand sie zu nutzen. Es gibt Leute, die dagegen schimpfen, wenn sie ihm die Steigbügel halten und andere, die auf den fahrenden Zug aufspringen. Aufhalten wird ihn niemand. Nicht in absehbarer Zeit.

Ist es also diese Erkenntnis, eine Art nüchterner Pragmatismus, der viele traditionelle SPD-Wähler ins gegnerische Lager treibt? Oder sind die Leute kurz von Gedächtnis? Oder wünschen sie lieber das Ende mit Schrecken als den Schrecken ohne Ende? Es ist faszinierend zu beobachten, wie das Wählervolk ähnlich einer Schafherde blökend von einer Ecke der Hürde in die andere rennt, fortwährend die Richtung wechselt und in einem irrwitzigen Wahnfall glaubt, durch dieses Hin- und Hergerebbe

dem Schlachtermesser zu entgehen. Gerade der amtierende Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika demonstriert uns auf beeindruckende Art und Weise, daß das Geschwätz von der Demokratie westlicher Prägung nur noch einem hohlen Baumstamm vergleichbar scheint, dessen Rinde noch intakt aussehen mag, dessen Inneres aber bereits faulig und marode ist. Die „demokratisch gewählten“ Vertreter des Souveräns „Volk“ haben als Erfüllungsgehilfen des expansionssüchtigen Kapitals zu dienen. Bestenfalls mögen sie ein wenig Opposition spielen. Nur bestimmen, das dürfen sie nur noch in Bezug auf Nebensächlichkeiten. Hier liegt der Hase im Pfeffer! Auf das geographische Netz der Längen und Breiten unseres Planeten wurde seit einigen Jahren ein riesiges Monopoly-Spielfeld gemalt. Und nun ziehen die Figuren – und nichts und niemand kann sie daran mehr hindern

Nationale Ökonomien haben ihre Lebensberechtigung längst eingebüßt, so wie die abgeschotteten Wirtschaftseinheiten mittelalterlicher Kleinstädte ohne nennenswerten Fernhandel. Deren Stadtmauern fungierten im achtzehnten Jahrhundert noch eine Weile als Akzisegrenzen ehe sie niedergedrückt wurden, oder sie durften bis auf den heutigen Tag ein pittoreskes Schattendasein weiterführen. Adäquat dazu werden auch nationale Wirtschaftssysteme kaum mehr durch Zoll- oder Staatsgrenzen geschützt.

Die Gesetze des Marktes diktieren nunmehr global. Keine SPD und keine CDU können diesem Umstand suffizient wehren. Es kommt zu Angleichungsprozessen, die vormalig Bummelkinder geringfügig aufholen lassen, während die einstigen Musterknaben großzügig Federn lassen. Träumereien an nordrhein-westfälischen Kaminen ändern an dieser nüchternen Tatsache nichts. Der Herr Bundeskanzler hat in Konsequenz der ungeheuren Wahlschlappe seiner Partei Neuwahlen für den Herbst angeregt. Manche reden von einem taktischen Manöver, welches auf eine noch keineswegs geschlossene Rechte baut und daraus Kapital zu schlagen sucht. Das ist nun wirklich hanebüchen. Welcher vernünftige Politiker wollte schon gegen eine offensichtliche Mehrheit im Bundesrat regieren, die jeden eigenen Gesetzesvorschlag schon im Keime auszutreten imstande wäre. Würde eine solche Situation nicht den Legislator zum nationalen Deppen machen?

Doch weiter! Die Notbremse, die die SPD mit Hartz IV gezogen hat, war nicht nur ein einziger Reinfall, der weitaus mehr kostete als er einbrachte. Diese „Reform“ auch viel zu spät. Das spüren die Menschen. Da hilft auch nicht der klägliche Verweis des Herrn Bundeskanzlers auf die Langwierigkeit der Reformprozesse, bis sie denn die erwünschten Resultate zeitigen. Das will keiner mehr hören, es mag in der Sache so richtig sein, als es immer will. Will man also unbedingt eine taktische Erwägung in die Erklärung des Herrn Bundeskanzlers hineininterpretieren, so bliebe bestenfalls die Erwägung einer Art Kamikaze-Strategie übrig: Laß sie doch ran, die Schwarzen – schneller als mit einer Machtübernahme können sie sich gar nicht selbst demontieren. Für die Menschen wird's noch härter – also werden sie sich in kürzester Zeit unseres Anspruchs aus Bebel's Zeiten entsinnen und wieder lauthals nach uns brüllen.

Und das ist die eigentliche Crux der deutschen Gauen: Es geht schon lange nicht mehr um Aufbau – es geht nur noch darum, den politischen Gegner zu schwächen, um dessen Pfründe besetzen zu können. Die Aufbauhelden werden als Illumination für den dummen Michel herabgeleiert. Und der rennt brav zur Wahlurne und wirft Ries um Ries sinnlos bedruckten Papiers in das Gefäß. Die Situation erinnert fatal an die Hilflosigkeit der letzten Tage einer Weimarer Republik. Was danach kam, ist nicht solange her, daß wir es nicht alle genau wüßten. CDU, SPD, Demokraten, Republikaner – uns erscheint es evident, daß eine große, gemeinsame Aufgabe an den



Holzwürmern kleiner persönlicher Karrieren und Eitelkeiten scheitern muß, die in ihrer Gesamtzahl weitaus übermächtiger sind, als der Gedanke an ein nationales Wir-Gefühl. Wobei wir unter nationalen Interessen durchaus paneuropäische und überregionale Ambitionen zusammenfassen. Denn, beschränken wir uns nur auf Deutschland, dann sieht die Sache noch viel finsterer aus: Deutschlands einziger industriell großzügig verwendbarer Rohstoff bestand im großen und Ganzen aus zwei Komponenten: Das eine waren die genialen Köpfe und das andere die auf den handwerklichen Fleiß ausgerichteten Tugenden, wie Pünktlichkeit, Präzision und Qualität bei innovativen Produkten.

Beide Quellen sind nunmehr versiegt. Was an Vorkriegsgeist vorhanden war, haben die Nazis großflächig umgebracht oder vertrieben – die Juden waren unter anderem Hauptträger deutschen Geisteslebens – und die Alliierten haben die Restbestände nach dem Kriege abgesaugt. Was handwerkliche Spitzenprodukte anlangt, so stellt ein in Taiwan aufgestellter Roboter, dasselbe Produkt weitaus schneller, präziser und kostengünstiger her. Also auch damit ist nicht mehr zu punkten. Was hat die bleiche Mutter Deutschland noch zu bieten? Rechtssicherheit? Wir mutieren zur Bananenrepublik, oder bestehen an dieser Tendenz seit dem Fall Trinekens, nach dem Fall „Abgeordneteneneinkünfte“, nach dem Fall Vorstandsgehälter, nach dem Fall Mannesmann/Vodafone noch ernste Zweifel?

Die Logistik ist hervorragend! Ach was! Das veraltet schneller, als man glaubt. Wenn man da nicht rapide Schritt hält, ist die fortschrittliche Technik von gestern der Schrott von morgen. Wo blieb denn die Magnetschwebbahn von Berlin nach Hamburg? In Schanghai blieb sie! Was wurde aus dem Zeppelin südlich von Berlin? Eine Tropen-Freizeithalle. Toll! Ganz toll! Die Ameisen fressen den Kadaver des toten Elefanten. Die Autobahnen? Wenn das Land pleite ist, wird es auch nicht mehr viel für den Erhalt seiner Fernstraßen aufbringen können. Sie verrotten und veralten. Paradoxerweise kann man in Westdeutschland diesen Prozeß am deutlichsten ablesen. Das Eisenbahnnetz? Das ist das traurigste Thema. Was die Reichsbahn vom Güterverkehr auf die Schiene bringt, ist marginal. Vielmehr rupfen sie nunmehr schon die alten Geleise aus stillgelegten Strecken, um aus dem boomenden chinesischen Stahlmarkt noch ein paar Pfennige zu schlagen. Ausverkauf. Deutschland sammelt seinen Schrott für China!

Wo also will Deutschland noch glänzen? Wo und an welcher Stelle wollen sie ihre alten Spitzenstellungen zurückerobern? Niedergebügelt von einer alles verschlingenden Bürokratie, die kaum Initiative gelten und schon gar nicht leben läßt, klammernd an Rechtsvorschriften, die teilweise älter sind als der älteste Bürger des Landes... Sie meinen es gut, wenn sie die Michelmentalität zu schützen versuchen – denn Liberalität heißt nichts anderes, als den Raubtieren unter den Global Playern die Pforte zu schrankenloser Ausbeutung zu öffnen. Denen sind nationale Sentimentalitäten scheinbar egal. Was die wollen, ist ausbeuten, ausbeuten. Profitmaximierung um der Profitmaximierung willen. Um irgendwo in diesem elenden Monopoly die Nase vorn zu haben und nicht aus dem Spiel geworfen zu werden.

So sollte man den Jubel der Gewinner in Nordrhein-Westfalen deuten. Sie jodeln nicht vor Freude, daß es nun wieder aufwärts geht mit dem Vaterland – denn das tut es gewiß nicht. Und das wissen die Leute um Jürgen Rütgers auch. Sie freuen sich, weil es für sie nun zurück an die kleinen privaten Brottöpfe geht. Und die anderen heulen, weil sie genau von diesen vertrieben wurden. Sie werden mich nun fragen, welches die Konsequenzen aus meinen Ausführungen seien. Wie man sich denn nun verhalten müsse. Nun, leben

heißt: sich an die aktuellen Erfordernisse anpassen. Wer das nicht kann, stirbt aus. So lehrte es uns Vater Darwin. Also, werden Sie Global Player. Und wenn Ihnen das nicht gelingt – arbeiten Sie zumindest für einen. Dann haben sie gute Chancen, eine Weile im Spiel zu bleiben. Ansonsten – Gute Nacht!

Vergessen Sie in jedem Falle das Solidaritätsprinzip, das den Nackten Affen durch zehntausend Generationen hindurch am Leben erhalten hat. Nie wurde es so radikal beseitigt, wie in unserer Zeit. Und verlassen Sie sich darauf – das Kapital weiß so gut wie Sie, daß es keine Bastille mehr gibt, deren Sturm zu einer revolutionären Umgestaltung der Gesellschaft führen könnte. Der Panzerkreuzer „Aurora“ kann ballern, soviel er will, in jede Richtung – es ist müßig. Denn, ist es schon schwierig, die Kräfte einer Nation zu gemeinsamem Handeln zu bündeln – die Kräfte der Welt zu vereinen ist auf Grund der gewaltigen kulturellen Unterschiede schier unmöglich. Das Kapital hat diesen Schritt jedoch bereits vollzogen – und ist damit unangreifbarer als es selbst der Hürrne Siegfried war. Die alten Griechen orakelten vom Eisernen Zeitalter. Huxley und Orwell setzten eins drauf. Darauf sollten Sie sich einstellen und die letzten Tage der relativen Freiheit genießen. Ihre nachfolgenden Generationen werden neidisch auf Sie zurückblicken! In Nordrhein-Westfalen hat somit nicht schwarz gegen rot gewonnen, sondern grau gegen alle anderen!

## Dummheit oder Ignoranz am Rhein?

Jules-Francois S. Lemarcou

Da rief neulich eine junge Frau in der Redaktion an, die vor Jahr und Tag von Brandenburg weg der Arbeit hinterher in die Nähe von Düsseldorf gezogen ist. Sie werden sich erinnern: die Mitte Deutschlands blutet aus, degeneriert zum europäischen Altenheim – die Jugend wandert ab. Soweit reichen die meisten Berichterstattungen zu diesem Thema. Wie aber kommen diese jungen, flexiblen und dynamischen Menschen in Westdeutschland an? Gibt es Integrationsprobleme?

Ach was, höre ich Sie sagen, so etwas kennt man doch nur von Ausländern. Eben! Genau als solche werden Ost- und Mitteldeutsche oft im Westen aufgefaßt: Ausländer, Aliens, Fremde. Fünfzehn Jahre nach der Wiedervereinigung – man stelle sich das vor! Die mentalen Unterschiede sind noch immer enorm – selbst bei denen, die aufgrund ihres Alters schon gar keine Erinnerung an die DDR mehr haben dürften. Wir lassen uns berichten. Die Anruferin arbeitet als Arzthelferin in einer Allgemeinarztpraxis und kommt Tag für Tag mit vielen Rheinländern zusammen, die wir noch immer für ausgelassene, lockere Frohnaturen hielten. Der Eindruck trog: Stocksteif, arrogant und ein bißchen zurückgeblieben, obwohl sie sich selbst für die Allerschlauesten halten – das war der Eindruck, der sich bei der jungen Dame nach der Konfrontation mit der Mehrzahl ihrer Kolleginnen und Patientinnen über das Jahr hinweg manifestierte.

Da wurde ihr untersagt, ihren Berliner Dialekt zu sprechen – das käme bei den Patienten ganz schlecht an. „Mein Lieblingsitaliener“, „mein Grieche“, „unser Vorzeigetürke“, „der Quoteninder“ – das alles schmückt nun schon die rheinische Landschaft. Und Gnade Gott, der Italiener an der Ecke würde mit Schweinshaxe und Sauerkraut aufwarten, der Grieche ein Kaßler servieren und der Inder Königsberger Klopse mit Kapern offerieren. Das wäre ganz schlecht für deren Geschäft! „Unserem Berliner“, oder aber gar „unserem Ossi“ schlechthin jedoch scheint es noch gar nicht gelungen zu sein, das

nordrheinwestfälische Multikulti- Dekor zu bereichern. Obwohl er sogar ein deutscher Landsmann ist – aber das sagen wir nur unter der Hand, in Rücksichtnahme darauf, daß diese nationale Tatsache die Bildungskapazität unser Brüder und Schwestern aus Düsseldorf überfordern könnte. Es dürfte ihren geistigen Horizont in ähnlicher Weise überstrapazieren, wie die Uhrzeitangabe „dreiviertel Zwölf“. Jedem Ost- und Süddeutschen geläufig, vermuten die Bonner Republikaner in dieser hochkomplizierten Zeitbestimmung eine heimtückische Unterwanderung ihrer freiheitlich-demokratischen Grundordnung durch übriggebliebene kommunistische Saboteure, wie es ihnen ja schon mit dem berüchtigten Grünen Pfeil ergangen ist, dessen Magie zu begreifen sich der Westen ja bekanntlich äußerst schwer tut. So muß unsere Ausgewanderte brav „Viertel vor Zwölf“ sagen statt „dreiviertel Zwölf“ und „Viertel nach Zwölf“ für „viertel eins“, damit die Oberschlaunen auch ja den rechten Termin nicht verfehlen.

Im Großen und Ganzen grinst man hinter vorgehaltener Hand über soviel stupende Blödheit. Doch man grinst diskret. Wessiwitze, analog zu den Ostfriesenwitzen der siebziger Jahre haben es schwer, sich zu etablieren: Der dumme Oheim ist zu reich. Über Onkel Dagobert macht man einfach keine Scherze – nicht solange er auf der Kohle sitzt. Mit den Ostfriesen war das was anderes. Bei denen hatte schon immer der Blanke Hans dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Und sie waren auch zu wenige... Doch zurück zu unserer abgehobenen Kundschaft von der Kö!

Sind diese Menschen wirklich geistig minderbemittelt? Wir glauben es nicht. In Westdeutschland wachsen keine anderen Menschen auf als östlich der Elbe. Es ist ihre etablierte Trägheit, der es traditionell genügt, sich mit den Problemen des nächsten Umfelds auseinanderzusetzen – Kinder, Kirche, Verwandten- und Bekanntentratsch, Arbeitsquerelen, die üblichen kleinen angeberischen Schwindeleien in Bezug auf die Karriere des Ehemannes, den man schon seit einem Vierteljahr mit der Urlaubsbekanntschaft betrügt – ein kleines Geheimnis braucht halt jede Frau!!! – und natürlich die lieben Kleinen, ach die Kinderchen – diese wohlgeratenen Wonnepoppen mit all ihrem Tennis- und Geigenunterricht, dem Kirchenchor und den Nachhilfestunden wegen der drei Vierer auf dem letzten Zeugnis. Ups! Den letzten Punkt sparen wir doch besser aus, nicht wahr? Pssst!

Wenn dann mal einer kommt mit einer soliden Allgemeinbildung, und bei Jauchens „Wer wird Millionär“ - Show richtig abräumt, so mit ein bißchen Glück und viel Wissen der Pillepalle die Moneten herauswringt, dann klappen die Kiefern herunter. Dann werden die Augen groß, die Nase lang: „Mensch, Tünnes, woher weiß der das alles? Manche haben aber auch einen Kopf! Nee, nee, nee!“ Nicht also, weil sie zu dumm wären, können diese Leute nichts, aber auch gar nichts mit regionalen Differenzen anfangen, sondern weil es sie einen feuchten Kehricht interessiert! Sie sind hier zu Hause, sie haben Geld (oder tun zumindest so!), ergo möge man sich gefälligst nach ihren Attributen richten, sonst schlägt das Donnerwetter drein!

Und gleich dreimal bei den verfluchten Osis, diesen Schmarotzern und Sozialparasiten! Vor sechzehn Jahren haben diese Bettler noch den Kitt aus den Fenstern gefressen und sich von der Stasi bespitzeln lassen und jetzt wollen sie uns, UNS!, die Uhrzeit beibringen! Man stelle sich das vor! Diese Unverfrorenheit! Soweit kommt's noch! Wer reich ist, hat ein gottverbrieftes Recht darauf, Recht zu haben! Wer Erfolg hat, braucht sich überhaupt nichts sagen zu lassen! Und wo kämen wir denn da hin, wenn sich ein westdeutscher Herrenmensch von seinem ostelbischen Fußballtreter vorschreiben ließe, wann er an einer Roten Ampel abbiegen dürfe, damit er seinen Arzttermin um „viertel Zehn“ noch schafft! Die beiden Zwillinge Arroganz und Ignoranz machen dämlich! Das ist ein Naturgesetz. Als Hellas

von den römischen Barbaren überrannt und kolonisiert wurde, haben das die alten Griechen lange nicht verstehen können. Als Hauslehrer bei römischen Patriziern fanden sie gerade eben noch Verwendung mit all ihren großen Leistungen und ihrem ehemaligen epochalen kulturellen Vorsprung. Als die germanischen Horden an die Tore Roms pochten, wußten die dekadenten Römer über Nacht, wie sich die von ihnen besiegten Griechen einst gefühlt haben mußten. Auch sie durften als Subalterne bei den „Wilden“ überleben, an den Rand gedrängt, marginalisiert, zu bestaunten Exoten gestempelt. Das, liebe Düsseldorfer Porschefahrer, sollte euch ein historisches Lehrstück sein, wenn ihr denn wißt, welches Ressort die Muse Klio verwaltet. HODIE MIHI, CRAS TIBI!, so orakelten die alten Römer. „Heute ich, morgen du!“

Im Sinne eines produktiven Miteinanders sei den westlichen Gauen des Vaterlandes ans Herz gelegt, seine Ewiggestrigen baldmöglichst in einer dauerhaften Versenkung verschwinden zu lassen und den zonenübergreifenden Geist unseres kulturellen Erbes wieder zu ehren und zu adeln. Bildung und Toleranz – das sollten die Modifarben der nächsten Saison werden. Blödheit und Arroganz haben unsere Heimat mehr als zweiundsiebzig Jahre in fatales Schwarz getaucht. Das ist lange genug!

---

## Ein „friedlicher“ Abend

Akinokawa Michi san

Die Alten hätten es ein „Idyll“ genannt. Als ich die Redaktionsräume verlasse, um noch ein paar Schritte hinunter durch den Park zum See zu gehen, sitzen zwei Katzen auf dem Weg, spielen miteinander. Der Weg über den kleinen Hügel im Park ist mit uralten, aufrecht gestellten Ziegeln gepflastert. Eine kleine Biegung, dann geben die im Frühlingsgrün geschmückten Büsche den Blick auf den See frei. Weitgestreckt liegt er da. Ein kleiner Damm führt in Fortsetzung des Ziegelweges hin zu einer künstlich aufgeschütteten Insel, die wir in Erinnerung an unser Prinzeßchen Rattchens Insel getauft haben. Ein Rehbock steht neben mir und beobachtet mich mißtrauisch, aber ruhig. Weiter unten, im Schilf, dicht am Ufer weidet ein anderer. Auch er lugt verstohlen zu mir hinüber. Später, wenn ich schon auf Rattchens Insel stehen werde, wird er mit einem kehligen Böllern in den Abend hinaus rufen. Ob nach seinen Kameraden, ob nur so für sich selbst – wer weiß das schon!

Ein satter Vollmond lugt wie von Micha Sowa gemalt durch das Geäst einer Weide. Das Wasser im Weiher links neben dem Deich ist spiegelglatt. Rechts kommen ein paar träge, lange Wellen herein, die gemächlich an der Biberburg vorüberziehen, um irgendwann im Schilf zu verschwinden. Nach Osten zu wird der Himmel dunkler, violett, um irgendwann am Horizont in einen schmalen Streifen Nachtblau überzugehen.

Die einzigen Geräusche stammen von den vielen Vögeln: Der Reiher, der sich unterhalb der Biberburg aufgestört fühlt und davon flattert, die Spatzen, die aufgeregt im Weidengebüsch zanken, die beiden Amseln, die sich von Ast zu Ast jagen, die Singvögel, die nicht etwa zum höheren Lobe Gottes tirillieren, sondern ganz einfach ihr Revier akustisch abstecken und paarungswillige Weibchen auf sich aufmerksam zu machen suchen. Ein achtbeiniger Jäger kreuzt geschwinden Schrittes meinen Weg. Über mir hat sich ein Schwarm dicker, junger Mückenweibchen zum Tanze erhoben. Scheinbar ziellos gaukeln sie durch die Luft. Doch das ist ein Irrtum. Sie wissen ziemlich genau, wohin es ihre präzisen Sinne zieht: Blut, Blut und nochmals Blut. Der

Hecht, der in dem noch eben spiegelglatten Weiher aufsprang – tat er es aus purer Lebensfreude? Wir sollten die Plötze fragen, deren silbrig glänzendes Schuppenkleid für den Bruchteil einer Sekunde im milden Mondlicht aufblitzte. Ein friedlicher Abend... Doch nicht für alle, wie es scheint. Unter der Wasseroberfläche tobt ein erbitterter Überlebenskampf, an dem sich das Litzenpärchen munter beteiligt – schwupp und abgetaucht sind sie. Die Plötze, die dem Hecht vielleicht gerade noch ausgekommen ist, muß sich vorsehen. Nicht alles Gute kommt von oben. Dann wird noch ein Pärchen Stockenten von einer Litze attackiert. Es erhebt sich unwillig schnatternd nach längerem, über das Wasser patschenden Anlauf kurz in die Luft, um dann wieder rauschend einzutauchen, in die tragenden Fluten.

Da – wieder! Der Rehbock vom Schilfgürtel ruft, keht heiser durch die abendliche Stille. Ärgern ihn die Dasen, die Zecken – das ganze widerliche, blutsaugende Gelichter? Für die Spinne ist die Jagd zu Ende. Der Star kam schnell herabgeschossen, pickte einmal zu und – aus war's. Warum ich das alles sehe? Und wenn, warum ich es erzähle? Raub und Mord und Totschlag – ich oder du, der friedlichste aller Abende ein Vorhof zur Hölle? Das verdirbt die Stimmung, nicht wahr? Das schlägt auf den Magen. Möglicherweise meinten die Alten genau dieses Gefühl, als sie die Geschichte von dem Apfel vom Baum der Erkenntnis ersannen. Die einen sehen nur, was sie sehen wollen. Die anderen hingegen sind verdammt zu sehen, was sie besser nicht sehen wollen! Aber es ist das Leben.

Scheint der Abend mir oberflächlich betrachtet friedlich, weil ich am Ende der Nahrungskette stehe, mein Brot aus dem Konsum hole und meine Wurst desgleichen? Niemand bedroht mich. Selbst von den hirnlos dahinkrakeelenden Jugendlichen jenseits des Kirchhofes droht mir keine Gefahr. Was also habe ich zu monieren? Ich weiß es nicht. Aber es ist der Verlust der unschuldigen Augen des Kindes, das des wahren Gesichtes der Welt nicht gewahr wird. Es ist ein Teil des Verlustes des Paradieses, dieses verdammte Apfelfressen. Dennoch, liebe Urmutter Eva: Frei bist du von Schuld! Ich lasse lieber die Pforten des Paradieses hinter mir, als gefangen zu bleiben in einem irrealen Traume, süßlich, klebrig – gleichwie in einem Spinnennetz.

Es ist nur ein großer, unwirtlicher Steinbrocken da oben, der leise und versonnen die immer dunkler werdende Landschaft bescheint. Aber es ist der Mond! Es ist der wundervolle Begleiter der Menschen und der Kreatur, der so bezaubernd von Matthias Claudius besungen wurde und von so vielen anderen großen Geistern. Und er bleibt schön, wie er es immer war. Der Rehbock wird dafür kein Auge haben, sowenig wie die Zecke an seinem Vorderlauf, die Nakelente auf dem See, der Star in der Weide und auch nicht das verspielte Kätzchen, das mir noch eine Weile gefolgt ist. Aber ich hab's. Ich habe dieses Auge und meine Seele sieht das alles. Und ich bin nicht sauer darüber. Wirklich nicht.

---

## FAZ entläßt Akkusativ!

B. St. Fjollfross

Es muß ihnen nicht gut gehen, den Kollegen von der FAZ! Selbst das Sprachrohr des Großbürgertums wird wohl mittlerweile von den Tsunamiwellen der Krise erreicht und muß nun intensiv und rigoros über Sparmaßnahmen nachdenken. Wie es scheint, wird nunmehr im Rahmen personeller Einsparungen sogar einer Schlüsselposition zu Leibe gerückt. Die Position des bisher als unverzichtbar geltenden Kollegen Akkusativ, ein Urgestein der Deutschen Sprache, welche ja in der Frankfurter

Allgemeinen Zeitung bislang noch immer eine ihrer letzten, aber wehrhaftesten Verteidigungslinien hielt, scheint zu wanken. In der Ausgabe vom Mittwoch, dem 23. März 2005 stellt das renommierte Blatt auf der Titelseite die Themen des Tages vor und verweist unter anderem mit den folgenden zwei Sätzen auf einen Beitrag auf Seite 5: „Viele Syrer halten ihren Präsident für erfolgreich. Im Ausland herrscht eine andere Sicht vor.“ Auch im Landboten herrscht eine andere Sicht vor. Nicht Assad junior betreffend. Dieser Mann ist uns momentan ziemlich wurscht. Doch hätten wir über denselben Sachverhalt berichtet, dann hätten unsere Leser erfahren, daß die Syrer ihren Präsidenten für erfolgreich halten.

Liebe Mitarbeiter des seriösesten Blattes Deutschlands! Ihr haltet als eines der ganz wenigen Organe mit breiter Leserschaft noch immer die Fackel des Geistes hoch, bei Euch findet die gebeutelte deutsche Sprache noch immer Asyl und Zuflucht. Der Feind versucht immer wieder, Breschen in die Reihen der Aufrechten zu schlagen – wir wissen es! Um so wichtiger ist es, standhaft zu bleiben – um jeden Preis. Die Demissionierung und der Verzicht auf den Akkusativ ist unbedingt der falsche Weg. Sprache entwickelt sich, denn sie ist ein organisches Gebilde. Auch dieser Umstand ist uns dank der klugen Beiträge Herrn F.Bodmers nicht verborgen geblieben. Doch Entwicklung muß nicht zwangsläufig Degeneration bedeuten, auch wenn die träge, tumbe und sprechfaule Masse mit aller Macht versucht, diese beiden Begriffe einander anzugleichen. Das verheerende Beispiel des vergewaltigten Englisch, dieser einst so zauberhaften Fee unter den europäischen Sprachen, sollte uns allen drohend vor Augen stehen.

Wir würden ihn ja gerne einstellen, den Kollegen Akkusativ. Doch bei uns kann er nichts verdienen. Wir sind nicht profitorientiert und daher bettelarm. So bitten wir Euch – schmeißt ihn nicht raus! Gebt ihn nicht dem sicheren Untergang preis! Unsere Muttersprache hätte das nicht verdient.

---

## Frau Ayaan Hirsi Ali

– eine Aufklärerin der islamischen Welt

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Es war einmal ein Dichter aus der islamischen Welt, der hieß Salman Rushdie. Und dieser Dichter schrieb „Die satanischen Verse“. Dafür verhängtem hohe islamische Würdenträger eine Fatwa über ihn, die besagte, daß jeder, der Herrn Rushdie künftig begegne, berechtigt und aufgefordert sei, ihn umzubringen. Allah wolle es so! Nun, Herr Rushdie ist noch immer am Leben und fast scheint es so, als habe Allah das Urteil seiner geistigen Richter verworfen und aufgehoben. Doch halt! Dieser Schluß hätte auch eine fatale Seite: Hieße das nicht, daß Derselbe, der Einzige, Allah es absegnet hätte, daß der holländische Filmemacher van Gogh – ein Sohn des Hauses van Gogh, dem der weltberühmte Maler entstammt – von feiger Assassinenhand auf offener Straße niedergemeuchelt worden wäre? Unser Herz würde sich dagegen empören, das zu glauben.

Die Kollegin und Coproduzentin Herrn van Goghs, die holländische Parlamentsabgeordnete Frau Ayaan Hirsi Ali schwebt noch immer in latenter Lebensgefahr, seit sie mit Herrn van Gogh jenes vieldiskutierte und bei Fanatikern verurteilte Filmwerk schuf, daß sich mit der verbreiteten Situation der Frau im Islam befaßte. Stets begleitet von Bodyguards kann sie sich nur in gepanzerten Limousinen durchs Land bewegen. Zumindest ihr Leben in Freiheit ist definitiv vorbei, weil die Killer des Alten vom Berge auf den Moment lauern, da sie auch ihr Leben zum Verlöschen bringen



können. Um dann zu tosen, es sei Allahs Wille vollstreckt worden. Doch das ist Idiotie! Wenn Allah seiner Tochter Hirsi Ali ans Fell wollte, er bräuchte nicht Kains verdorrte Hand dafür... Nein, diese Mörder vollstrecken ihren eigenen Willen und pfeifen auf Allahs Gebote. Sie tun das, weil Frau Hirsi Ali mit unnachsichtiger Wucht aufdeckt, was in einer Anzahl islamischer Familien vor sich geht und was nach dem Willen dieser Familien hinter den Mauern ihrer von archaischen Ehrbegriffen geprägten Häusern versteckt zu beleiben hat. Vor allem geht es ihr um die Degradierung der Frauen solcher Familien zu einem weitestgehend entrechteten Gegenstand von Heirats- und Verknüpfungspolitik, der mit der Entlassung aus der eigenen Familie nicht etwa die eigene persönliche Freiheit erlangt, sondern vielmehr auf entwürdigende Art und Weise durchgereicht wird. Ansehen ist solchen Frauen nur zugänglich, wenn sie als Söhne gebärende Reproduktionsmaschinen erfolgreich sind.

Werden sie nicht mit Söhnen „gesegnet“ erwartet sie oft die Hölle auf Erden. Schikanen auf allen Seiten – ein Leben lang. Dann dienen sie bestenfalls noch als gelegentliche Lustbefriedigungsobjekte ihrer Herrn und Meister. Sollten diese an Persönlichkeitsstörungen leiden, so dürfen die gequälten Frauen zusätzlich als wehrlose Prügelobjekte herhalten. Das gilt insbesondere, wenn sie es wagen, das Recht auf eine eigene Verwirklichung, auf eine selbstbestimmte Lebensführung anmelden. Das kann schon mal mit der gewaltsamen Verkürzung ihres irdischen Daseins enden. Das alles entspricht nicht der Seele des Islam, des Islam der das Licht des Orients erstrahlen ließ, als Europa trotz des Feuers der unzähligen Scheiterhaufen in finsterste Dunkelheit versank. Wo sind Harun-al-Raschid, ibn Sina, Salah-ad-Din, und wo sind die großen Kalifen von Cordoba, von deren Förderung von Kunst, Kultur und Wissenschaft die Menschheit noch heute entscheidend zehrt?

Es macht für uns, die wir Töchter und Söhne des sogenannten Christlichen Abendlandes sind, den Eindruck, daß der Islam, der nunmehr in seinem fünfzehnten Jahrhundert angekommen ist, sich nach dogmatischen Aspekten beleuchtet, dort befindet, wo wir in unserem 15. Säkulum standen: In einer Zeit, die nach entscheidenden Reformen nachgerade brüllte, weil sich die religiösen Institutionen von Gott und seinem Willen abgewandt hatten, verweltlichten und unverblümt den Machtinteressen einiger Weniger angepaßt und untergeordnet waren. Der Papst Alexander VI. Borgia unseligen Angedenkens verkörpert letztendlich diese ganze reaktionäre Epoche.

Eine solche Zeit gebiert natürlich auch jedesmal mutige Menschen, die eine Neubetrachtung und eine Neuordnung der Dinge vehement einfordern. Mitunter mögen sich unter diese auch fanatische Würrköpfe einzuordnen versuchen, die keinen Deut besser sind, als die, die sie zu entmachten suchen. Die französische Revolution liefert uns die entsprechenden Beispiele zuhauf. Dennoch, Heroen wie Wicklif, Hus, Dr. Th. Münzer, Giordano Bruno, Galilei, Sickingen und Hutten, Erasmus von Rotterdam, Friedrich von Spee, Pirkheimer und der Piemontanus, und nicht zuletzt unsere Nachtigall von Wittenberg stellten sich dem überkommenen und festgefahrenen System entgegen und bezahlten häufig mit lebenslanger Repression oder gar ihrem einzigen und gottgegebenen Leben.

Wenn aber der Islam aus der fatalen Vita seiner älteren Schwesterreligion zu lernen bereit ist, dann wird er nach eingehender Untersuchung der Geschichte des europäischen Umbruchs um die Mitte des letzten Jahrtausends feststellen, daß sich der Fortschritt hin zu einer liberaleren und offeneren Gesellschaft nur gewaltsam verzögern – keinesfalls aber verhindern läßt. Diese Verzögerung aber geht zu Lasten der einfachen Leute – derer, die den Fortbestand ihrer Religion mit ihren Herzen und Köpfen über die

Generationen hinweggarantierten. Was also Fanatiker wie die „christlichen“ Häscher der Inquisition oder aber die modernen Taliban erreichen ist das Gegenteil dessen, was sie angeblich zu bewahren trachten – das Volk wendet sich stets über kurz oder lang ab von einer geistlichen Welt, deren Existenz sich nur noch durch solche Gewaltverbrecher legitimieren läßt. Die Folge davon ist ein durch und durch bigottes System, wie es beispielsweise die U.S.A. repräsentieren. Die Folge davon ist ein massenhafter, von absoluter Gottlosigkeit geprägter „Liberalismus“, der zu nichts anderem als einem Massenverfall aller gesellschaftserhaltenen Werte und damit direkt in eine tödliche Anarchie führt. Das wäre überzogene Polemik, sagen Sie? Nun, Sie brauchen nicht einmal mehr nach Los Angeles South Central oder in die New Yorker Bronx zu fahren, um sich vom Wahrheitsgehalt dieser Aussage zu überzeugen. Legen Sie sich im Sommer 2005 an die Algarve und warten Sie ab, bis sie von einer Horde jugendlicher Bandenräuber am Strand überfallen und ausgeplündert werden! Mit der neuen Armut, die kein religiös fundiertes Mitleid mit den Armen mehr kennt, kommt die Gewalt der Jaquerien des Mittelalters, der Coquillarden und der Bauernhaufen, der Hussiten und der entfesselten Mordbrenner zurück. Wer immer im Islam genau diese Entwicklung zu verhindern wünscht, sollte sich den progressiven Tendenzen in seiner Religion anschließen.

Das bedeutet, man kann zu Frau Ayaan in Kontrast treten, man kann eine andere Meinung entwickeln, aber man muß dieses Gefecht auf intellektuelle Art austragen, mit dem Geist, mit dem Verstand, mit dem geschliffenen Argument. Vor einem und einem Viertel Jahrtausend entwickelte der Halbmond genau diese Form der menschlichen Auseinandersetzung zu einer Blüte, wie sie kaum jemals zuvor und sicher nie wieder danach beobachtet werden konnte.

Dolche und jede andere Art von Waffen sind nur der Ausdruck von unterlegener Dummheit und primitivster Schwäche. Sie bedeuten, daß jemandem, der sich ertappt fühlt, ganz böse auf die Füße getreten wurde und sich dieser Jemand nicht anders zu behelfen weiß, als mit dumpfer uns stumpfer Gewalt. Der Koran deckt ein solches Vorgehen mit keiner Sure. Ebenso wenig deckt er nach unserer Kenntnis das Verbrechen, daß sich ein Mensch über den anderen erhebe. Insofern kann eine Frau nie ein Mensch minderer Klasse sein, und kein Mann darf je über sie verfügen oder ihr gar Gewalt antun. Dieser patriarchalische Mumpitz ist nachträglich von ängstlichen Männern in die islamische Weltsicht hineininterpretiert worden, weil sie ihre Frauen anders nicht zu halten wissen. Liebe ist ihnen ein zu unsicheres Geschäft. Und Liebe verlangt Dinge zu geben, die nur Starke zu geben vermögen. Nichts für Schwächlinge, die allein physische Überlegenheit anzuerkennen vermögen.

Es sind beinahe globale Verlassensängste, die sich in diesem Irrsinn widerspiegeln. Um so verwerflicher ist es, daß eben jene Frauen, die am meisten unter diesen archaischen Verhältnissen leiden, diese idiotische Tradition am konsequentesten weitertragen. Sie erziehen ihre Söhne in diesem Schema, und sie treiben ihre Töchter dem Elend zu, das sie selbst einst erfuhren. Zum Teufel mit der pseudofeministischen Gleichmacherei! Es gibt zwei Arten von Menschen: Frauen und Männer. Diese aber sind in all ihrer Verschiedenheit absolut gleichberechtigt. Und wenn das Wörtchen „absolut“ je eine Geltung besaß, dann an dieser Stelle! Diese beiden Arten Mensch können sich nur unter der Prämisse der absoluten Gleichberechtigung zu einem harmonischen Menschheitsbegriff zusammenfügen, der am besten durch das chinesische Yin-Yang-Prinzip verdeutlicht wird. Eine Unwucht in diesem Rad des Lebens hat für die Menschheit als Ganzes desaströse Folgen. Das mögen sich die kleinen Haustyranen beiderlei Geschlechts geflissentlich vor Augen führen, auch wenn ihr Horizont für gewöhnlich nur bis zur Schwelle ihres Hofes reichen mag. Frau Ayaan hat sich vom Islam



losgesagt. Das ist ihr gottgegebenes Recht. Und wenn sie darüber irgend jemandem Verantwortung schuldet, dann nur und ausschließlich Allah selbst. Und dieser gnade einem Jedem, der sich in selbstherrlicher Manier zum Deuter und Vollstrecker göttlicher Allmacht aufschwingt! Denn das ist das Letzte, was der staubigen Kreatur des Sechsten Tages zukommt. Dafür gab's schon einmal eine Sintflut. Frau Ayaan kritisiert mit scharfer Stimme unislamisch perverse Auswüchse des Miteinanders von Menschen, die ihr verbrecherisches Tun versuchen, von Koran bemänteln zu lassen. Auch das ist ihr Recht – und wenn es Allah nicht paßt, dann ist die Rache Sein und nicht irgendeines Anderen. Und Frau Ayaan legt ihre zarten Finger unnachgiebig auf die wahre Ursache des Leidens ihrer Geschlechtsgenossinnen: Daß nämlich denen, die am lautesten schreien, die Botschaft des Islam am wenigsten gilt. Daß sie es sind, die den Koran schänden, indem sie ihn zum Werkzeug für ihre Machtgelüste degradieren, so, wie es verbrecherische „Christen“ Jahrhunderte lang mit der Bibel taten.

Islam bedeutet Achtung vor dem Anderen. Der Islam ist eine Religion der Liebe und nicht des Hasses. Das fünfmalige Gebet in Richtung Mekka, alle Moscheenbesuche, alle zur Schau getragenen Übungen der Frömmigkeit werden denen vor Allahs Angesicht nichts nutzen, die seine Botschaft durch ihre Ansichten und ihren Lebenswandel mit Füßen traten. Den Frauenquälern und Selbstmordattentätern wird kein Paradies zuteil werden. Für diese gibt es eine andere Bestimmung. Und der Herr der Unterwelt wird sich eine Ewigkeit lang persönlich bei ihnen zu bedanken die Gelegenheit haben, für all die Steinwürfe zu Mekka, die das Böse in einer Steinsäule suchten statt im eigenen Herzen. Wiewohl zur Atheistin konvertiert, hat sich Frau Ayaan zur glühenden Anwältin eines Islam entwickelt, der von Köpfen aus der Steinzeit unausgesetzt vergewaltigt und bis zur Unkenntlichkeit verborgen wird.

Für fühlen uns in Gemeinschaft mit allen ehrlichen Moslems beiderlei Geschlechts, wenn wir in jedem Tag, aus dem uns Frau Ayaans liebenswürdiges Gesicht entgegenleuchtet, Allahs wahren Willen erkennen: Seinen Zuspruch zu Seiner tapfer kämpfenden Tochter Ayaan Hirsi Ali.

## Friedensfahrt 2005

K. K. Bajun

Nehmen wir mal an, Sie sind zwischen Elbe und Oder aufgewachsen und hören plötzlich das Wort „Friedensfahrt“. Ein „Friedensfahrer“ kommt in die Stadt! Gilt Ihr erster Gedanke da nicht Tåve Schur und seinen Pedalrittern, die das Sportereignis „Friedensfahrt“ zu einem sozialistischen Gegenstück der Tour der France etablierten?

Erinnern Sie sich: Die Menschen waren buchstäblich aus dem Häuschen wenn es hieß: „Die Friedensfahrer kommen durch unsere Stadt!“ Sie säumten die Straßen, keine Partei mußte sie auf die Bürgersteige dirigieren. Sie jubelten, sie feuerten an, sie kannten die Namen derer, die da an ihnen vorbeirauschten und unterhielten sich am nächsten Tag am Arbeitsplatz und in der Schule über den jeweiligen Etappensieg. Das alles war echt. Die Begeisterung war ungekünstelt. Es hatte nur einen Haken: Der kalte Krieg, getragen von den gegensätzlichen Ideologien, ging ungebrochen weiter. Der eigentliche Sinn der Friedensfahrt konnte sich nicht in die Politik und das Miteinander der Menschen im Alltag übersetzen. Und so wurde dieses durchaus lobenswerte Ereignis zu einem überregionalen Sportfest degradiert. Fünfzehn Jahre aber, nachdem sich die ehemaligen Ausrichter der Friedensfahrt längst in die politischen Systeme ihrer früheren Todfeinde integrierten, kam erneut ein



Herr Herbrand (vordere Reihe links), Frau Oberbürgermeisterin Dr. Tiemann, Herr Weinreich jun.; obere Reihe von links: Herr Dirk Weinreich, Herr Hübner und die Herrn Buchholz

„Friedensfahrer“ nach Brandenburg an der Havel. Einer? Ja, EINER, ganz allein, kein Rennrad aber dafür Satteltaschen, gehalten von Spanngummis, in denen Fahnen und Wimpel flatterten. „Was?“ werden Sie jetzt wohl fragen. „Ein Friedensfahrer allein, ohne Rennmaschine, ohne Begleitung, mit einem Haufen Gepäck? Ja, um Himmels Willen, gegen wen tritt der Mann denn an?“ Sag ich Ihnen. Er fährt nicht gegen die Stoppuhr, nicht gegen Sportkameraden eines gegnerischen Rennstalls – er fährt gegen Intoleranz und Unverständnis, gegen Krieg und völkermordende Dummheit. Er tritt in die Pedale, um den Leuten zu verkünden, daß es keine Ausländer gebe, sondern bestenfalls Nachbarn.

Winken Sie nicht ab! Das ist nicht „wieder so'n Wanderprediger, so'n Idealist, so'n heillosen Weltverbesserer“. Hans Herbrand ist ein Sportler durch und durch. Und seine Botschaft lautet: „Wer nicht aktiv wird, der wird auch nichts verändern!“ Daß er nicht die Welt aus den Angeln heben wird, ist auch ihm klar. Aber er bewirkt, daß ihm die Leute hinterhersehen, an denen er vorbeifährt. Die Rechnung ist denkbar einfach: Radelt er über weite Strecken, so trifft er viele Leute. Unterschiedliche Leute. Menschen, aufgewachsen in ihren Regionen, geprägt von Anschauungen ihrer Nationen oder Nationalitäten, verhaftet in jahrhundertealten Traditionen. Und viele mögen darunter sein, die „dem Anderen“, der nicht denselben Erfahrungshorizont teilt wie sie, der unter anderen Weltbildern aufwuchs und dem andere Werte mehr bedeuten, mit Mißtrauen und Ablehnung und nicht zuletzt mit Aggression begegnen. Viele von denen, die am Straßenrand stehen und „sich nicht bewegen“ und auch im Urlaubsland kaum den Hotelbereich verlassen, werden noch immer neidisch auf das vermeintlich größere Glück des fernen Nachbarn achten, weil sie wohl seinen Erfolg, nicht aber seine Probleme erkennen.

Probleme, die sich oftmals gleichen. Probleme, die oftmals gemeinsam lösbar wären: Anlaß zur Verständigung, nicht zu Haß, Neid und Gewalt. Das ist es, was der 61 jährige Hans Herbrand im Gepäck trägt, das ist die Ware, die er auf seinen Fahrten quer durch Europa feilbietet. Ein wahrer „Friedensfahrer“ also. Seine geplante letzte Fahrt führte ihn nun am Donnerstag vor Pfingsten nach Brandenburg an der Havel. Von Magdeburg her auf der alten Fernstraße 1 kommend, errichtete er am späten Nachmittag die Chur- und Hauptstadt der Mark. Schon in Plaue wurde er von einem Vertreter des ADFC in Empfang genommen. Am westlichen Stadtrand dann wurde Herr Herbrand

begrüßt vom Stadtschreiber der Altstadt Brandenburg und Rector der Lateinschule Zacharias Gartz und den Abordnungen der „Altstädter“, den „Ollen und Dollen Jungs“ Frank Buchholz, Dirk Weinreich und Micha Hübner (Preußischer Landbote) von der Interessengemeinschaft „Olle und Dolle Räder“. Letztere kamen in Frack und Zylinder, Knickerbocker und Schiebermütze auf ihren hundert Jahre alten Rädern einher, um dem Botschafter des Friedens ein würdiges Willkommen zu entbieten. Der ganze Pulk begleitete Herrn Herbrand zum Industriemuseum vor dem ehemaligen Siemens-Martin-Ofen XII des Stahl- und Wälzwerkes Brandenburg, in dessen Hallen auch ein kleine aber feine Brennabor- Ausstellung eingerichtet wurde. Die Chefin des Museums Frau von Treskow ließ es sich nicht nehmen, die Besucher persönlich zu begrüßen. Der ausgiebige Aufenthalt bot dem weitgereisten Gast etwas Erholung von der strapaziösen Tagesetappe. Gemeinsam wurde die Fahrt zum Nikolaiplatz fortgesetzt, wo die kleine Truppe bereits von der Frau Oberbürgermeisterin, hochrangigen Vertretern der CDU-Fraktion wie Herrn Paaschen und Herrn Krüger, Frau Pressesprecherin Neubert, Journalisten des lokalen Senders SKB und der Märkischen Allgemeinen sowie weiteren organisatorisch Beteiligten erwartet wurde. Auch Herr Penkawa, der FDP-Frontmann der Stadt Brandenburg, fand zu dem Empfangskomitee.

Selbst die BRAWAG, der lokale Trinkwasserversorger, sandte zwei Vertreter, die unter den Anwesenden ein ganz vorzügliches Sprudelwasser verteilten. Bedauerlich war lediglich der Umstand, daß offensichtlich nicht mehr Brandenburger von dem Ereignis wußten. Erstaunte Blicke der zufälligen Passanten – doch hielt man das Ganze eher für eine abgeschlossene Veranstaltung, bei der man sich nicht aufdrängen wollte. Es ist gut, wenn Grußbotschaften übermittelt werden. Im kleineren Kreise ist dazu jedoch nicht mehr als ein Telefon vonnöten. Der Mühe und Ausdauer des tapferen Pedalritters Herbrand wäre ein größeres Publikum durchaus angemessen gewesen. Dennoch ist es dankbar zu vermerken, daß selbst vielbeschäftigte Honoratioren der Stadt sich die Zeit nahmen, um mit dem Friedensfahrer ausführlich über dessen Zielsetzung und Motivation zu sprechen. Dem Respekt, den eine solche Leistung verdient, ist damit ehrenvoll Rechnung getragen worden. Für eine Nacht nahm Hans Herbrand in der Wiege der Mark Quartier um am nächsten Tage seinen Weg nach Berlin fortzusetzen. Uns bleibt die Erinnerung an die Begegnung mit einem Mann, deren es mehr bedürfte in unseren Landen. Die Fahrt dieses einsamen Mahners über die Deutschen Alleen und Landstraßen ist eine Demonstration der Stärke. Ein leuchtender Gegenpol zu den dumpfen Aufmärschen der Stumpfsinnigen, der Intoleranten, der Haßprediger, die sich nur im Rudel stark fühlen. Wir grüßen Herrn Herbrand und wünschen ihm noch viele unfallfreie und schöne Kilometer und Menschen am Rande der Straßen, die seine Botschaft sehen, hören, begreifen – und umsetzen!

---

## Für einen Euro in den Spargel?

B. St. Fjöllfross

Die Spargelsaison hat begonnen. Ein Mann steht an der Kasse des Einkaufsladens und flucht laut, das Arbeitsamt hätte ihn zu der Arbeit auf den Spargelfeldern verdonnern wollen – für einen Euro und dreißig Cent die Stunde. Auf die Frage, wie er denn da hin kommen solle, wurde ihm die Antwort zuteil, er könne mit dem Fahrrad hinfahren oder den Bus nehmen – dafür erhalte er ja das Geld. Sinn der Maßnahme sei es schließlich, daß er raus käme... Diese hirnschellige und an unverschämter Verlogenheit nicht mehr zu überbietende Frechheit hören nun viele von Hartz-IV betroffene Mitbürger tagein tagaus. Der Mann berichtete, er sei außer sich geraten und

regelrecht explodiert. Er könne allein „rauskommen“, dazu bedürfe er der Hilfe des Arbeitsamtes nicht. Er wolle Geld verdienen und sich nicht als moderner Almosensklave für ackerbautreibende Unternehmer den Buckel krumm schuften. Sind die Initiatoren von Hartz-IV jetzt wirklich von allen guten Geistern verlassen? Sind die Brüder wahnsinnig geworden? Alles hielt sich noch im Rahmen, als es hieß, die Ein-Euro-Jobs sollten sozialen Tätigkeiten im Sinne des Gemeinwesens zugute kommen. Das war die Beruhigungsspielle. Doch nur Unterbelichtete konnten diese Verheißung ernst nehmen. Und jetzt servieren sie uns die ganze giftige Brühe! Jetzt fallen die Masken! Für private Ausbeuter soll jetzt gekrückt werden, weil ja die Leute vor schierer Langeweile nicht mehr wissen, wohin mit sich. Hallo Reichsarbeitsdienst – da sind wir wieder! „Ja,“ werden die großen Denker im feinen Zwirn jetzt einwenden, nachdem sie den Monatsalmosen eines Hartz-IV-Empfängers bei ihrem Italiener zusammen mit ihren Weibern locker an einem Abend verfressen haben, „aber wir wollen doch die einheimische Arbeit nicht ausländischen Arbeitskräften überlassen, wenn wir hierzulande soviel Beschäftigungslose zählen.“

Dann sollen sie den Deutschen zahlen, was sie den Polen geben und nicht Einen Euro dreißig Cent! Und selbst wenn sie den Lohn geben, für den die Polen hier arbeiten, dann ist die Sache noch immer aus dem Lot. Denn, wenn die Polen mit ihren hier verdienten Euros zurückkehren, dann treffen sie bei sich zuhause noch immer eklatant niedrigere Lebenshaltungskosten an, als wir sie hier verzeichnen. Es geht nicht, ihr Schwachköpfe – begreift ihr das nicht oder verkauft ihr uns für so blöde! Man kann nicht das deutsche Volk „gesundschrumpfen“, kaputtsparen, entlassen und verarmen – aber dieses Land noch als Absatzparadies behalten wollen, in dem jeder versucht, sich noch einen großen Happen aus der krepiereten Beute herauszuschneiden!

Wer soll den Händler bezahlen, wovon soll der Händler noch seine Ladenmiete bezahlen? Wer kann den Handwerksmeister bezahlen? Wer kann seine Miete, Pacht, Versicherung, Kredite noch bezahlen? Wer, wer, wer...? Wenn das Plankton verreckt, verrecken die Wale. Das wissen wir seit Beginn der Ökologie. Das gilt für menschliche Gesellschaften genauso. Denn sie sind Teil der allumspannenden Ökologie – und sie sind nicht einmal ein Sonderfall. Die Drohung, mit der Produktionsverlagerung ins Ausland sollte niemanden mehr schrecken. Laßt sie doch gehen! In ihrem Ausland können sie nichts absetzen – weil die Produktionskosten dort so niedrig sind und die Leute nichts verdienen. Aber sie werden bald die Autobahnen und das logistisch durchdachte Transport- und Wegenetz vermissen, die Rechtssicherheit und die Informationsinfrastruktur.

Sie werden bald begreifen, was sie an Deutschland hatten, das sie in ihrer blinden Gier zur Bananenrepublik heruntergewirtschaftet haben. Die Karawane zieht weiter? Die Karawane kehrt wieder, ich verspreche es euch. Und dann empfängt sie mit dem, womit sie euch abspesen wollten: mit faulen Äpfeln und faulen Eiern!

---

## Gemetzel im Käfig

– Gladiatorencircus der Neuzeit

S. M. Druckepennig

Die schaurige Volksbelustigung im Kolosseum und den Provinztheatern des Alten Roms galt lange Zeit als Inbegriff antiker Barbarei in einem doch sonst so kultivierten Staate. Wir Menschen der Neuzeit stehen natürlich weit über dieser viehischen Roheit, wir haben Kultur

und eine Hochzivilisation, spenden für die Opfer von Hungersnöten und Tsunamiwellen und haben zweitausend Jahre christlicher Moral für uns gepachtet. Hurra! Fort mit Gewalt und Grausamkeit – es lebe die Feinsinnigkeit und das Miteinander! Und während wir gerade dabei sind, die idiotischen Stierquälereien der Spanier zu verdammen, die Hahnenkämpfe und die Hundehatzen, die bösen Beißereien der Ganter im Livländischen, während wir uns über all diese entmenschten Zeitgenossen erregen, die offensichtlich noch in der Antike hängengeblieben sind, da erlauben deutsche Behörden so ganz offiziell einen „Kampfsport“, der wegen seiner Brutalität und Regellosigkeit noch bis vor kurzem verboten war. Was für ein Kampfsport das ist?

Nein, kein Judo, Karate, Aikido, auch kein Ringen oder Boxen. Nicht mal Thai-Boxen. Bei all diesen Sportarten gibt es einen ganzen Regelkanon, der darauf ausgelegt ist, Leben und Gesundheit der beiden Kontrahenten weitestgehend zu schützen. Es geht um Fairplay. Es handelt sich nicht einmal um das hirnrissige Wrestling der Amerikaner. Den Wrestling-Kämpfern muß man bei aller Geringschätzung wenigstens zugute halten, daß sie artistische Leistungen vollführen, viel Show bieten, und den Gegner selten ernsthaft verletzen. Bei diesem Cage-Fighting aber geht es um die nackte, regellose Gewalt. Es sind Schlägereien ohne Limit. Lediglich die Genitalien und die Augen sollen nach Möglichkeit geschont werden. In einen Käfig gesperrt gehen zwei männlich Nackte Affen, die für sich sicher reklamieren, Menschen genannt zu werden, völlig enthemmt aufeinander los. Blut wird gewünscht. Von wem? Von den Gaffern, den Bestien außerhalb des Käfigs.

Wenn es also Gründe gab, diese Entgleisung menschlicher Unkultur zu verbieten, warum gestattet man sie dann jetzt? Die Behörden argumentieren, das „Cage-Fighting“ würde sowieso betrieben, da wolle man es lieber unter Kontrolle haben. Klingt das nicht nach der niederländischen Kapitulation vor dem Drogenkonsum? Wenn ein „Sport“ so hartnäckig betrieben wird, daß er sich trotz seines elenden Charakters gegen den Widerstand staatlicher Behörden durchzusetzen vermag, dann muß er auch über ein entsprechendes Publikum verfügen, nicht wahr?

Bis auf ganz wenige Ausnahmen wird sich niemand freiwillig die Fresse einschlagen, die Knochen brechen, die Gelenke verdrehen lassen. Die Gestörten, die sich diesem Treiben widmen tun das für Ruhm und Ehre und vor allem – für Geld! Geld, Geld und immer wieder Geld. Und nur ein Publikum bringt Geld. Also muß es eines geben! Und es gibt eins. Neben Halbstarken sitzen junge Weiber, der Physiognomie nach hirnlöse Tucken, maßlos erregt von dem schauerlichen Geprügel und unter ihnen sahen wir eine Krankenschwester mittleren Alters in Begleitung ihres Gatten, deren einziges Problem darin bestand, daß zwischen den einzelnen Kämpfen so lange Pausen herrschten. Ansonsten – die pure Begeisterung.

Ja, liebe Zeitgenossen. Hier brechen nicht nur die Knochen moderner Gladiatoren, hier bricht vor unseren Augen ein Mythos zusammen. Der Mythos nämlich, daß unsere Gegenwart erwachsen geworden sei. Nein, meine Damen und Herren! Sie blieb dieselbe, diese stumpfsinnige nach Blut brüllende, saudumme Masse, dieses Vieh „Dummheit“. Das ist die Masse, mit der man jederzeit ein Pogrom zu initiieren in der Lage ist. Noch töten sie einander nicht – jedenfalls nicht absichtlich. Noch kämpfen sie nicht gegen wilde Tiere, noch fehlen die Autodafés. Aber das Publikum steht bereit. Es hockt in seinen Startlöchern und lechzt den herrlichen Zeiten entgegen, in denen der Andere, das arme Schwein, vor ihren Augen zerrissen wird. Wo wird es enden? Wir wagen keine Prognose. Wir wissen, daß jenseits aller Legalität selbst sogenannte Leistungsträger der Gesellschaft nicht vor Kindesmißbrauch „gekaufter“ oder „gestohlener“ Kinder zurückschrecken, ja, sich geradezu zu diesem Zwecke organisieren. Das ist kein Monopol

des geistig retardierten Plebs. Wenn der entsprechende Druck in der Gesellschaft aufgebaut ist, dann wird auch der geschlechtliche Umgang mit Minderjährigen wieder salonfähig. Dazu ist kein Wertewandel nötig. Denn das Abendland gibt seine mühsam errungenen Werte zu einem Schleuderpreis frei. Die Unbarmherzigkeit der von einem entfesselten und global agierenden Kapital geprägten Gesellschaft überträgt sich bis hinunter in ihre kleinsten Elemente. Jeder trachtet danach mitanzusehen, wie auch dem Nachbarn die Zähne ausgeschlagen werden, auf daß man nicht allein im gefühlten Elend stecke. Der Druck von oben muß abgeleitet werden, grad' wie über die Pfeiler einer gotischen Kathedrale. Keiner kommt auf die Idee, diesem Irrsinn entgegenzutreten. Und die Behörden, die dies von Amtes wegen tun müßten, kapitulieren abschnittsweise und wollen begrenzen, wo sie längst nichts mehr verhindern können.

Eine Krankenschwester, deren Beruf es ist, Kranke bei deren Genesung zu unterstützen, delectiert sich daran, wie vormalig Gesunde in einem Käfig krank gedroschen und getreten werden. Dieser Käfig erscheint uns symptomatisch. Er ist die Modellausgabe unserer Zukunft.

## Habemus Papam!

S. M. Druckepennig

Die Katholiken der ganzen Welt haben einen neuen Chef: Benedikt den XVI. seines Namens. Der ehemalige Herr Kardinal Joseph Ratzinger aus Bayern wurde zum Diener der Diener erwählt, zum Nachfolger Petri, zum obersten Brückenbauer und Souverän des Vatikanstaates. Wir freuen uns für ihn und die katholische Weltgemeinde.

Dennoch – etwas ist diesmal anders. Was war es, was uns anfänglich irritierte? Das Fehlen jenes überwältigenden, euphorischen Jubels, mit dem vor allem das damalige Polen die Amtseinführung Ihres Erzbischofs von Krakau begrüßte? Ja, die Bayern waren da schon etwas unterkühlter. Sie freuten sich auch, gar keine Frage. Aber so besoffen vor Glück wie die slawischen Nachbarn, das waren sie beileibe nicht.

Nun hatte das Pontifikat Johannes Paul des Großen für die in der Geschichte allzuoft schwer gebeutelte, ja sogar mehrmals ausgelöschte polnische Nation eine fundamental andere Bedeutung: Sie, die Unbedeutenden, an den Rand Europas Gedrängten, bestenfalls als Bollwerk gegen Neu-Byzanz, den raubgierigen russischen Bären Mißbrauchten, die von diesem gefährlichen und starken Bruder so erbärmlich Geschundenen und Beklauten – sie waren auf einmal endlich Wer! Einer der ihren wurde zu einem Führer in der Welt. Man konnte wieder stolz das polnische Haupt erheben. Und dieser Pontifex erwies sich dann auch noch als tatkräftiger Bezwinger des Weltstalinismus.

Das alles entbehren die Bayern: „Mia san holt mia, und die Saupreißer san halt die Saupreißer! Und das mia mer san, dös is holt so und die Saupreißer, die Baazis, die sulln sich holt zum Teufel schern, sulln sich di, Kruzifix no amol!“ Will sagen, Bayern war in seinem Selbstverständnis schon immer die Mitte des kultivierten, christlichen Abendlandes – so wurde es durchaus mal wieder Zeit, daß einer der Ihren den vakanten Stuhl Petri besetzt. Der letzte, der Hadrian, der war ein wenig unglücklich. 1522-1523 – war das nicht die Zeit, die dem Großen Deutschen Bauernkrieg unmittelbar voranging; die Zeit, in der die Luthersche Reformation schon wie eine überreife Frucht am arbor occidentalis hing? Und da liegen unsere Bedenken begründet. Wieder balanciert das Abendland am Rande einer



großen gesellschaftlichen Umwälzung. Das Habsburger Reich, in dem die Sonne nie unterging, heißt jetzt Europäische Union (nur zu schade, daß die Briten Hongkong an die Chinesen zurückgeben mußten, sonst würde Helios auch heute noch ohne Unterlaß über den europäischen Besitzungen scheinen). Und dieses Abendland ist von einer schweren wirtschaftlichen und damit einhergehenden moralischen Depression bedroht, die es in seinen Grundfesten erschüttern wird. Was folgt daraus? Das Kain wieder zum Schlag gegen Abel ausholen wird! Wie ich darauf komme? Immer, wenn die Ressourcen knapp werden, schießt man zum Besitz des Nächsten, der Neid sprießt, der Hunger drückt, die Gewaltbereitschaft steigt.

Nicht ganz einhundert Jahre nach dem Lutheraufstand gegen die etablierte katholische Kirche brach im alten Europa die Hölle los. Der Dreißigjährige Krieg ließ die Menschen bis dahin nicht erlebtes Grauen erfahren.

Einen großen Teil dieser Schuld hatte die Institution Kirche Höchsts selbst auf sich geladen. Ihre Starrheit, ihre Befangenheit und ihre moralische Verkommenheit insbesondere bezogen auf Machtstreben, Simonie und Ablasswesen, die daraus resultierende Unfähigkeit, die Bedürfnisse ihrer einfachen Schäfchen noch im Mindesten zu erkennen oder gar zu berücksichtigen, brachten das Erdbeben, die Eruption, den Verlust großer Teile ihrer vormaligen Einflußsphäre.

An einem solchen Wendepunkt steht die Kirche auch heute wieder. Frauen fordern Zugang zu den kirchlichen Ämtern und Würden. Sie fordern, endlich als gleichwertige Menschenkinder anerkannt zu werden. Sie fordern die Revision des erniedrigenden Frauenbildes, welches die alleinseligmachende Mutter(!) Kirche auf Betreiben Paulus' und einiger anderer frauenfürchtender Kirchenlehrer über die Jahrhunderte gezeichnet hatte. Schluß mit dem Unsinn von Eva als der Trägerin und Verbreiterin der Erbsünde!

Priesterehen und Homosexuellenverbindungen sollen zugelassen werden, innerkirchliche Hierarchien sollen zugunsten einer Demokratisierung abgemildert werden.

All das sind basale Forderungen, denen sich die Kirche nur entziehen kann, wenn sie insgeheim ihren Heldentod plant. Auf den mittelalterlichen Anschauungen und Verwaltungsmechanismen zu beharren, ist schlicht suizidal. Ignoriert die Kirchenobrigkeit ihre Basis, wird nämlich über kurz oder lang die Basis ihre Obrigkeit ignorieren.

Die Leute werden den Gottesdiensten den Rücken kehren und schlimmstenfalls den Sekten in die Verbrecherarme rennen. Die Klingelbeutel werden abmagern – und da Geld in dieser Welt nun mal gleichbedeutend mit Einfluß ist, wird selbiger mit den Jahren bis zur Unkenntlichkeit schwinden.

„Halt, Halt!“, werden manche unter Ihnen jetzt rufen! „Was ist mit Lateinamerika? Dort nimmt die Zahl der Katholiken doch noch immer zu!“ Ja, fein! Aber haben Sie sich mal angesehen, wie das aussieht?

Wenn Sie einen lateinamerikanischen Gottesdienst besuchen, werden Sie kaum etwas vom uns geläufigen katholischen Ritus wiederfinden unter all dem hineingemengten Voodoo und Samba und Sie sollten nicht erschrecken, wenn Maria Gottesmutter mit Pacha-Mama in Personalunion einherkommt. Daß mancher Priester dortzulande den militanten Marxisten recht nahe steht, was zweifelsohne der Not der ansässigen Bevölkerung geschuldet ist, sollte ebenfalls nicht verwundern. Oder was glauben Sie,

warum Johannes Paul der Große den Lateinamerikanern im Vergleich zu den Europäern nur so wenige Kardinäle zugestanden hat, gleichwohl die meisten Katholiken dieser Welt dort beheimatet sind! Ein Südamerikaner mit der Tiara auf dem Kopf – das wär's gewesen für die Konservativen des Vatikans! Als nächstes hätten wir dann wirklich die Hoffnung hegen können, endlich einen Neger auf dem Stuhle Petri oder – was noch grandioser wäre – Pöpstin Johanna II. in den Schuhen des Fischers begrüßen zu dürfen. (Diese Idee hat sogar das Microsoft-Word-Programm überrascht, dessen automatische Fehlerkorrektur das Wort „Pöpstin“ soeben rot unterstrich...)

Aber Scherz beiseite! Die katholische Kirche steht vor immensen Herausforderungen, wenn sie das dritte Jahrtausend ihres Bestehens überleben will. Und diese Herausforderungen haben viel mit viriler Flexibilität zu tun. Verkennt die Kirche die Zeiten der Zeit, hält sie Ihren großen Sohn Giordano Bruno, den sie irrwitzigerweise und in völliger Verkennung ihres Auftrags viehisch ermorden ließ, noch immer für eine Unperson, versäumt sie noch lange die Heiligsprechung Pater Friedrich von Spees, geht sie nicht langsam aber sicher auf die Befindlichkeiten ihrer Basis ein, sucht sie nicht bald den Schulterschuß mit den anderen seriösen Kirchen und Konfessionen, ja Religionen, dann wird es noch vor Ablauf des Jahrhunderts sehr schlecht um sie bestellt sein. Die elitäre Rolle ist ausgespielt – das Blatt, welches die Kurie in der Hand hält, wird mit jedem verpaßten Jahre mieser.

Und der Heilige Vater Benedikt XVI. – ein überaus scharfsinniger und gebildeter Mann – wie wird er sich diesen Herausforderungen stellen? Seine Biographie ist diesbezüglich wenig verheißungsvoll. Im Sinne des Glaubens, wie er ihn versteht, ist das Bewahren um jeden Preis sinnvoller als die Anpassung. Diese Einstellung erhob ihn unter Johannes Paul dem Großen zum Chefinquisitor – pardon zum Chef der Glaubenskongregation. Der kleine lapsus linguae unterlief mir geplant. Das gebe ich zu!

Doch der allmächtige Vater Israels tut, wie ER will! Vielleicht hat ER uns in jenem wackeren Bayern auch einen Heiligen Vater erstehen lassen, der wußte, daß er nur so und nicht anders in die Bereiche vorstoßen konnte, in denen einzig eine langfristige Änderung der Verhältnisse möglich ist. Wird am Ende vor unseren Augen aus einem Saulus Ratzinger ein Paulus Ratzinger, weil ihm der verstoßene Sohn Drewermann erscheint und traurig fragt: „Abbas, lieber Vater, warum verfolgst Du mich?“

Vor Gott sind alle Dinge möglich. Die Chance ist nicht sehr groß, zugegeben. Nichtsdestotrotz ist einem so brillanten Diener Gottes wie Benedikt XVI. durchaus zuzutrauen, daß er die Erfordernisse der Zeit ganz realistisch einschätzt und im Verborgenen die Aussaat für eine Zukunftsfähigkeit seiner Kirche in den Boden bringt – so ganz still und heimlich – wohl wissend, daß es seinen Successoren vorbehalten sein wird, die Ernte einzufahren. Er wäre nicht der Erste in der Weltgeschichte, von dem eine solche Wendung initiiert wurde, die man der Person selbst im Leben nicht zugekraut hätte.

Das Konklave hat nach unserem Dafürhalten gut entschieden. Und eines hat auch dieser Oberste Brückenbauer verdient: Das man ihn gewähren lasse und erst urteile, wenn das Bauwerk fertig ist. Wir wünschen dem neuen Heiligen Vater aus ganzem Herzen Erfolg und Kraft und Beharrlichkeit, die Last, die ihm aufgebürdet wurde, mit der Größe zu tragen, die seinem unvergleichlichen Amte angemessen ist. Eines hat er, was viele seiner Vorgänger entbehren mußten – einen Großen Vorgänger, dessen leuchtender Weg Orientierung bietet und Halt und Zuversicht. Möge er diesen Weg sicheren Fußes wandeln, bis auch er sich zu Füßen des Rebbe'n wird ausruhen dürfen.



## H. K. im Doppelpack –

### Ein Vergleich zweier deutscher Gesetzesverächter

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Wir schreiben das Jahr 1532. Ein märkischer Kaufmann und Roßtäuscher, dessen Initialen H. K. lauten, gerät in einen Streit mit einem gewissen Junker von Zschwitz. Um zwei Pferde ging es, die der Junker unrechtmäßig einbehalten hatte und dann, als er sie nach längerer Zeit endlich herausrückte, als unbrauchbare und abgemagerte Schindmähren übergab. H. K. verdroß das sehr und er klagte. Doch ihm, dem Bürgerlichen, ward kein Recht zuteil in dieser Zeit, die noch sehr an ihrem feudalen Erbe trug. Nur sehr zögerlich und langsam setzte sich seit dem Aufkommen der Renaissance ein neues Menschenbild durch, das besagte, daß auch der Vertreter eines unadligen Standes ein vollwertiges Geschöpf Gottes sei, ausgestattet mit unveräußerlichen Rechten und einer gottgegebenen Würde. Es sollte noch über ein Vierteljahrtausend vergehen, ehe die französische Revolution diese Erkenntnisse mit Blut und Terror auf das Pflaster des Pariser Place du Greve schrieb.

Doch einstweilen wurde in einem durchaus rechtstaatlichen Verfahren dem Manne H. K. bedeutet, welche Position ihm zugemessen werde. Zorniges Aufbegehren gegen dieses Unrecht keimte in dem stolzen Bürger auf. Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann? Das mochte er sich gefragt haben. Also sandte er dem Junker einen Fehdebrief – und mit ihm gleich dem ganzen Kurfürstentum Sachsen. Das war Herrenmanier. Das stand ihm nicht zu. Er verheerte die Ländereien seines Gegners und unbeteiligter Menschen. Sein Rechtsempfinden verkehrte sich in einen völlig überzogenen Rachefeldzug. Heute würden wir sagen, er schoß weit über sein Ziel hinaus. Das waren keine Emanzipationsbemühungen eines zu Unrecht zurückgesetzten Bürgers mehr, das war nur noch gekränkte Eitelkeit und maßlos ausgeuferte Wut über ein System, dem jede Legitimation abging.

Und was tat die märkische Obrigkeit, der H. K. untertan war? Nichts! Einen offenen Konflikt mit dem ungeliebten Nachbarn Sachsen scheute man. Aber der hier, der auf eigene Faust dem heimlichen Feinde ein paar empfindliche Nadelstiche versetzte, der paßte ganz gut ins Konzept. Man selbst konnte nicht verantwortlich gemacht werden – schließlich war der Terror des H. K. ja nicht „von oben“ angeordnet worden. Aber man konnte es getrost genießen, wenn die sächsischen Behörden schäumten, weil man selbst sich darauf beschränkte, die aggressiven Überfälle des H. K. verbal zu verurteilen, sonst aber recht gelassen an die Verfolgung des Täters ging. Das kam für die Sachsen einer offenen Ohrfeige gleich. Aber was sollte man machen? H. K. auf brandenburgisches Gebiet verfolgen? Das hätte einer feindlichen Verletzung fremdstaatlichen Territoriums entsprochen und das wiederum würde unweigerlich ernsthafte Konsequenzen nach sich gezogen haben. Und so trieb der zum Outlaw gewandelte H. K. sein räuberisches Gewerbe noch beinahe sechs Jahre ungehindert weiter. Seinem Treiben wurde erst ein Ende gesetzt, als der völlig freidrehende Mann auch noch die schützende Hand des eigenen Herrn zu beißen begann. Ein Überfall auf einen kurmärkischen Geld-Transport brachte die Wendung. H. K. wurde nach Berlin gelockt, verhaftet und wegen schweren Landfriedensbruches am 22. März 1540 qualvoll aufs Rad geflochten.

Eine Persönlichkeit, die sich ihrer gar zu bewußt war und darüber die gesunde Demut und Bescheidenheit vergaß, überhob sich am Ende weit über das Gesetz, das doch geschaffen war, der Gesellschaft eine lebensfähige Ordnung zu verleihen, scheiterte tragisch. Nun haben wir aber im Titel versprochen, über zwei H. K.s zu reden. Wer ist denn nun der Zweite? Nun,

der andere ist ein Zeitgenosse der Gegenwart. Er stammt aus Ludwigshafen in Rehinland-Pfalz. Jeder von uns sollte ihn kennen, denn er spielte unter uns seinerzeit eine fürwahr gewichtige Rolle und berührte mit seiner überragenden Tatkraft die Biographie eines beinahe jeden Deutschen. Was für ein Mann! Was ihn mit seinem „Initialen-Vetter“ aus dem Märkischen verbindet, ist nicht nur der Umstand, daß beide zum Ende ihres Schaffens hin die eigene Ehre und Persönlichkeit über das allgemein verbindliche Gesetz stellten. Sie sind auch beide mit der Geschichte verbandelt. Der eine ist eine historische Figur, der andere hat Geschichte studiert und ist gelernter Historiker. Sogar promoviert wurde er. Wir können ihn also zur besseren Unterscheidung Dr.H.K nennen.

Dieser Doktor hat nun eine sehr arbeitsame und zielstrebige Karriere hinter sich. Referent eines Industrieverbandes war er, trat beizeiten einer bedeutenden Partei bei, die die Interessen der Großindustriellen auf ihre Fahnen geschrieben hat, machte in dieser Partei Karriere und brachte es letztendlich zu höchsten Würden und großem Ansehen. Auf dem Weg dahin lernte er die Macht kennen, schätzen und lieben und vor allem – zu seinen Zwecken zu gebrauchen. Macht aber bedeutet immer auch: Geld. Eines ohne das andere ist kaum vorstellbar. Also mußte Geld ran.

Dafür, daß er aber die Interessen seiner Klientel auf der politischen Bühne erfolgreich verfechten kann, steuerten die „Begünstigten“ erhebliche Summen bei. Das nennt man Parteienspende. Nun ist eine solche Parteienspende an sich nichts Anrüchiges. Wird das Geld aber der Öffentlichkeit nicht angezeigt und versackt auf sogenannten schwarzen Konten, dann sollten in jeder Demokratie die Alarmglocken schrillen! Denn dann ist Gefahr im Verzug: Wer gibt wieviel wofür? Was will er erreichen? Läßt sich da etwa jemand von der Mehrheit des Volkes wählen, um nur die Interessen einiger weniger durchzusetzen? Womöglich noch gegen diejenigen, die ihn einst wählten?

Es ist klar, daß ein Rechtsstaat sich gegen solch ein Verhalten zur Wehr setzen muß - und zwar ohne Ansehen der Person. Schließlich haben wir ja den Feudalismus überwunden! Justitia sollte auf beiden Augen blind sein. Ist sie aber nicht. Aufgefordert, die heimlichen Spender zu benennen, schwieg unser Dr.H. K. beharrlich. Begründung: Er habe seinerzeit sein Ehrenwort verpfändet, die Namen der Geber nicht preiszugeben. Als ausgewiesener Demokrat hätte er schon in der ersten Phase der Transaktion zu seinen Donatoren sagen müssen: „Liebe Kollegen, Parteifreunde, Sympathisanten, das widerspricht demokratischen Grundregeln. Entweder ihr gebt es unter Angabe des Absenders, oder ich darf, kann und will das Geld nicht annehmen!“ Indem er das versäumte, wurde er das erstmal straffällig. Indem er den ermittelnden Organen die Aussage rechtswidrig verweigerte, setzte unser Dr.H. K. noch eins drauf! Aber auch dagegen hat ein moderner Rechtsstaat seine Möglichkeiten. Beugehaft zum Beispiel. Doch diese Option verkam in unserem Gemeinwesen, das sich mehr und mehr an den Verhältnissen einer Bananenrepublik zu orientieren beginnt, zur blassen Theorie.

Man nahm Abstand. Der Staat, der einst von diesem Doktor geführt und geleitet wurde, läßt sich auf der Nase herumtanzen, vollzieht den Kotau vor einer Person, der er diese Unterwürfigkeit zu schulden glaubt. Das ist haarsträubend! Denn, wo ein solcher Riß im Gefüge zugelassen wird, da ist dem Verfall bereits Tür und Tor geöffnet. Ausgehöhlte Konsequenz, allgemeingültiges Recht nur für niedere Chargen und Schichten – damit wird jedem der Gemeinschaft verpflichteten Rechtsbewußtsein zielgenau der Garaus gemacht. Wir wollten vergleichen. Anfänglich hatten die beiden H. K.s nur ihre Initialen, ihre überregionale Nationalität und ihre bewußt gewählte Straffälligkeit gemein, die sie in Kauf nahmen, als sie ihrer

persönlichen Ehre einen höheren Wert beimaßen, als den gesellschaftlichen Normen. Ein Preuße kann das nicht verstehen. Hier gilt: Alles hat sich dem Wohl der Gemeinschaft bedingungslos unterzuordnen und selbst der „König von Preußen“ ist, wie es von Wolfgang Venohr so trefflich formuliert wurde, nur eine Institution, die dem Rechte- Kanon gerade so verpflichtet ist, wie der geringste Bürger. Dem Einwand, dieses Preußen existiere seit dem 25. Februar 1947 nicht mehr, begegnen wir lächelnd: In unseren Herzen löst niemand etwas auf, was für unser Dasein einen solchen Wert verkörpert. Das hat Bestand und wirkt weiter!

Gegen den märkischen H. K. hat sich letztendlich das Schwert Justizias gerichtet, als er einen bestimmten Punkt überschritt. Der große Alte aus Ludwigshafen dagegen blieb oberflächlich gesehen unbehelligt, obgleich der Schaden, den er zu verantworten hat, ungleich größer ist, als sein Vergehen: Er entlarvte die Institution des deutschen Rechtswesens als zahllosen Papiertiger im Umgang mit den Mächtigen.

Damit zerstörte er nachhaltig und in immensem Maße das Vertrauen der Bürger in den Rechtsstaat, er unterminierte das Gefühl der Verantwortlichkeit, Ehrlichkeit und Offenheit dem Nächsten gegenüber, denn wenn ein Eminent un-moralische Signale aussendet, warum soll dann der einfache Mann sauber und anständig durchs Leben gehen? Ein Vorbild kann stets zum Guten oder zum Bösen wirken.

Beide H. K.s haben in ihren Lebenswegen Großes geleistet – der eine hat dem Volke gezeigt, daß man sich um seiner selbst willen nicht jeder Willkür beugen darf, daß es Zeit ist, auf dem Wege zu einer gerechteren Welt die herrschenden Verhältnisse gründlich in Frage zu stellen und zu überdenken. Er bezahlte mit seinem Leben und einem grauenhaften Tod, weil er das Maß verlor. Der andere brachte mit enormer Tatkraft und viel Fortune den Deutschen nach vierzig Jahren der Trennung ihre Einheit zurück. Am Ende zerstörte er seine eigene Legende, weil er sich aus dem Gefüge seiner Selbsteinschätzung, die für die Erlangung und Behauptung seiner Position unerlässlich war, nicht mehr zu befreien vermochte. Schnöder „Bimbes“ brach einem Geist und Charakter von Format das Genick, ließ die Erinnerung an ihn vergrauen, ließ Zwerge den Weg fortsetzen, den er einst als Titan beschritt, ebnete, wies.

Auch das eine Distinktion, deren Tragik einem die Tränen in die Augen treibt. Hans Kohlhase und Dr. Helmut Kohl – zwei namhafte Deutsche, die uns lehren, daß Stolz, der sich zum Hochmut versteigt, die Wurzel des Unterganges birgt. Der Vater der aufgeklärten abendländischen Medizin, Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt der Paracelsus, postulierte seinerzeit: Dosis facit venenum – die Menge macht, ob ein Stoff giftig sei. Diese Erkenntnis ist von wahrhaft universaler Bedeutung.

---

## In eigener Sache

-1-

B. St. Fjöllfross

Immer wieder werden die Herrn Redakteurs (das ist kein grammatikalischer Fehler, sondern der Pluralis Borussiae – die preußische Mehrzahl – die das auslautende „e“ durch ein „s“ substituiert) des Preußischen Landboten gefragt, in welcher Auflage das Blatt wo und in welchen Abständen erscheine. Die Antwort darauf ist denkbar simpel: Es erscheint weltweit unter der ISSN 1613-8910, es erscheint im Internet, es erscheint in unregelmäßigen

Abständen. Wenn man im Schnitt einen Artikel pro Woche kalkuliert, dann liegt man in etwa richtig. Manchmal ist es mehr, mitunter weniger – das kommt darauf an, welche Themata sich anbieten oder zur Verfügung stehen. Nichtsdestotrotz – wenn man den Erscheinungsort benennt – dann gibt das meist lange Gesichter: „Ach so, na ja, dann...“

Da schwingt so der Unterton: „Na, dann ist das ja keine wirkliche Zeitung...“ Eine richtige Gazette, so eine aus Fleisch und Blut, die muß man am Kiosk kaufen können! Papier muß in der Hand rascheln und knistern. Und hernach sollten sich schon das Butterbrot und die Umzugsgläser in die Zeitung einwickeln lassen. Vor allem aber: Man muß bezahlen, seine Pfennige über einen Tresen wandern lassen – dann taugt das was.

Was umsonst ist, ist umsonst, nicht wahr! Kostenlose Broschüren sind doch zu allermeist angefüllt mit hohlem Gebrabbel, für das sich kein Aas interessiert. Kosten muß es, kosten! Dahinter steckt der uralte Irrglauben, daß alles, was einen gewissen Wert verkörpert, nur auf dem Weg des Kaufens oder Tauschens zu erwerben sei.

Weil es irgend jemand auf der Welt schon besitzt, vor Einem besitzt! Das muß einfach so sein! Und dann führt der Weg zu diesem Gut nur über Raub oder Kauf. Zugegeben, in 99,9% aller Fälle mag das so stimmen. Aber Ausnahmen gibt es immer.

Wer nun diesem Wahn blindlings so verhaftet ist, daß er – alleine dem Umstand der statistisch betrachteten äußersten Unwahrscheinlichkeit geschuldet – den Klumpen Gold zu seinen Füßen nicht aufhebt – ‚der kann ja da eigentlich gar nicht liegen‘ – der vergibt sich selbst etwas. Man mag nun postulieren, wenn der Landbote etwas taugt, dann würde er sich zweifelsohne auch auf einem kommerziellen Markte behaupten.

Nun, das eben ist blanker Unsinn. Daß das ganze Gegenteil der Fall ist, haben uns Weltbühne und Bildzeitung – jeweils von einem diametralen Ansatzpunkt aus – hinlänglich bewiesen. Die Weltbühne war ein Juwel. Sie hatte ständig mit dem Banquerott zu kämpfen. Die Bildzeitung hingegen floriert prächtig.

Nein, das hängt in erster Linie mit dem Strickmuster der Bevölkerungsmehrheit zusammen. Und – nein, das hat etwas mit dem Anspruch an sich selbst zu tun, wie sich eine Gazette vom Format des Landboten auf einem Markt verkaufen kann oder will. Und der Landbote will sich überhaupt nicht verkaufen! Sehen Sie, es ist doch so mit der vielgerühmten Freiheit der Presse: Jedes Printmedium, daß von seinen Absatzzahlen lebt, muß Rücksichten nehmen. Es muß genau hinhorchen, was Inserent und Kunde wollen. Und das muß es bedienen. Dann hat es ständig auf dem Sprung zu sein, juristisch einwandfrei und wasserdicht zu publizieren. Denn wo sich auch nur zwei Pfennige zusammenfinden, da leuchtet im Auge des Nachbarn schon die Begehrlichkeit.

Die ganze Freiheit dieses Organs besteht lediglich in der Wahl der Mittel – keinesfalls im Inhalt. Unabhängig ist man erst, wenn man wie einst Siegfried Jacobsohn sagen kann: Mein Herr (meine Dame respektive), Sie können mein Blatt lesen oder es sein lassen. Eine andere Wahl und Einflußmöglichkeit bleibt Ihnen nicht!

Des Brot ich eß, des Lied ich sing! Der Landbote bäckt und ißt sein eigenes Brot. Deshalb wird er auch in Zukunft die eigene Melodie trällern. Das ist unsere Freiheit. Wir erkaufen Sie mit unserer franziskanischen Armut. Diesen Preis zahlen wir gerne dafür, daß wir uns noch jeden Morgen im Spiegel ertragen können. Und das ist ein gutes Geschäft!

## Johannes Paul der Große

### zum Heimgang eines wahrhaftigen Heiligen Vaters

Johannes Paul II. Karol Woytyła 18. Mai 1920 – 02. April 2005

Erzbischof von Krakau, Kardinal der römischen Kirche

Bischof von Rom vom 16. Oktober 1978 – zum 02. April 2005, 21:37 Uhr

S. M. Druckepennig

Die Welt ist um einen wunderbaren Menschen ärmer geworden. Unser Herz ist traurig des Verlustes wegen, dennoch aber fröhlich, daß wir Zeitgenossen sein durften eines Mannes, der uns den Weg des Friedens und der Stärke in Demut vorangeschritten ist – in den Schuhen des Fischers.

Gottvater soll einmal die Schonung seiner verwerflichen Sprößlinge davon abhängig gemacht haben, ob sich in deren Mitte auch nur sieben Aufrechte fänden.

In dieser Art haben Männer wie Friedrich von Spee oder Pater Rupert Meier die Existenz des Jesuitenordens gerechtfertigt. In dieser Weise ist auch der Kommunismus durch manch brave Seele rehabilitiert worden.

Warum wir dessen Erwähnung tun? Weil der Stuhl Petri seit seiner Existenz von so einigen machthungrigen und bigotten, ja schwerkriminellen Verbrechern besetzt war, dessen Antlitz allein ausgereicht haben dürfte, den armen Rabbi Joshua, der unter dem griechischen Namen Jesus als Gründungsfigur der christlichen Kirchen angesehen wird, zum Zweifel an seiner Mission zu bewegen.

Mit dem „HABEMVS PAPAM!“ an jenem 16. Oktober 1978 aber, mit dem Beginn des drittlängsten Pontifikates der Geschichte des Vatikans, erwählten sich Gott und das römische Konklave einen Oberhirten für die katholische Welt, der alles, alles zurückführte zu den Wurzeln seines gekreuzigten Herrn.

Bis zum heutigen Tage hat es die Kurie versäumt, Frau Hildegard von Bingen oder den erwähnten Pater Friedrich von Spee heilig zu sprechen. Wir dürfen uns nicht anmaßen, ein Urteil zu solch gewichtigen klerikalen Angelegenheiten zu sprechen, obgleich wir staunend konstatieren, auf welch verschlungenen Pfaden solche Erhöhungen einer Person manchmal vor sich gehen.

Dennoch sagt uns unser Gefühl, daß wir der Gnade teilhaftig wurden – wenn auch nur aus der Ferne – den Lebensweg eines wahrhaftig Heiligen Mannes zu begleiten – eines Mannes, der ebenso wie der Dalai Lama und der wahre Panchen Lama, den Titel „Heiligkeit“ mit jedem Blutstropfen redlich verdient und ausfüllt.

Johannes Paul der II. war ein gütiger und frommer Mensch. Ein Mensch, von dem man glauben möchte, so einen hätte Gott im Sinn gehabt, da er den Adam schuf am sechsten Tage, aus Lehm und Staub und dem Hauch des Unendlichen.

Der Weg der Liebe, der Versöhnung, der Toleranz, der Achtung vor dem Anderen fand in diesem Mann seine physische Entsprechung.

Wir danken dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs für das Geschenk, daß er uns vierundachtzig Jahre lang zum Wohl der ganzen Welt zuteil werden ließ.

## Josef, die Deutsche Bank und das Weltkapital

Schleher M. Druckepennig

Es geht ihr phantastisch – der Deutschen Bank. Sicherlich, sie hat nachgelassen unter den Global Playern, so sehr, daß die Citibank mit einer feindlichen Übernahme droht. Das ruft den Schweizer Josef Ackermann auf den Plan, welcher der Deutschen Bank schon seit einigen Jahren vorstandsvorsteht. „Alram, Alram!“, tönt es aus seinem ewig siegesgewiß grinsenden Munde. Und dieser Mann, der es auf ominöse Weise just vor einigen Wochen erst geschafft hat, einen Prozeß für sich zu entscheiden, der in der Wirtschaftskriminalgeschichte Deutschlands einen prominenten Platz beanspruchen darf, dieser Mann verkündet nun, man müsse sich von etwa 5.000 Beschäftigten trennen, um das Unternehmen Deutsche Bank profitabel zu halten, respektive wieder an die Spitze zu bringen.

Es mag wie die Spitze eines Zynismus klingen, für den Menschen nur noch „human resources“ darstellen, also menschliche Quellen. Quellen einer leider immer noch unverzichtbaren Arbeitskraft, deren Bedeutung aber mit jeder neuen Phase des Fortschritts Stück um Stück zurückgedrängt wird. Der Raubtierkapitalismus meldet sich unverhohlen zurück, nachdem er während des kalten Krieges aus einem Konkurrenzdenken zu den wirtschaftsmaroden Staaten des alternativen, sozialistischen Gesellschaftsmodells heraus seinen Bürgern Wohlverhalten entgegenbrachte. Dieses tat er weniger, um den Menschen, die in seiner Hemisphäre lebten, wohlgefällig zu sein, sondern um über den Hebel „Neid“ innere Konflikte beim Feind zu schüren. Die Rechnung ging auf. Die Systeme, die angetreten waren, den Menschen eine menschliche, von Ausbeutung und Existenzangst freie Zukunft zu schaffen, zerbrachen.

Man mag diese Betrachtung für eine zu spät gekommene, abgehalfterte Propaganda aus dem Hause Sudel-Edes halten. Daß ihr aber ein zutreffender Kern zugrunde liegt, das sieht man jetzt. Die komplexe Umgestaltung der Weltwirtschaft, der Anbruch des Informationszeitalters, gestützt auf die weltweite Vernetzung von Daten und Geschäften, machen einen Sturm auf die Bastille, eine Zerschlagung von Webstühlen, eine Bilderstürmerei unsinnig, ja nachgerade unmöglich. Keine Erstürmung eines Winterpalais, keine Hinrichtung eines Staatsoberhauptes führt noch zu einer Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse.

Die Vertreter des Kapitals haben genau diesen Sachverhalt erfaßt. Nun können sie schrankenlos agieren. Nationale Regierungen behalten lediglich den Status regionaler Erfüllungsgehilfen des internationalen Kapitals. Wollen sie das nicht begreifen, dann rückt eine militärische Intervention in den Bereich der zu erwägenden Möglichkeiten. Fadenscheinige Vorwände wie die des vermuteten irakischen Massenvernichtungs-Arsenals, die sich hinterher als erstunken und erlogen erweisen, führen nicht einmal mehr zum Sturz der Verantwortlichen. Wieso auch? Das Kapital wird doch nicht die als Kriegsverbrecher anklagen, die in seinem Namen Unrecht begehen. Zumal, wenn sie siegreich sind, daß heißt, wenn sie den Boden für die Expansion der führenden Wirtschaftsunternehmen bereiten. Auf der Anklagebank im Haag sitzen nur immer die Verlierer, die kleinen Potentaten, die keine nennenswerte Lobby haben.

Und schließlich: wer wäre auch so suizidal, mit den U.S.A. beispielsweise in Form eines Handelsembargos anbändeln zu wollen, welches ja sonst ein probates Mittel der internationalen Staatengemeinschaft darstellt, wenn es gilt, obskure afrikanische Warlords zur Raison zu bringen. (Wir wollen mal die Gefühlsduselei außen vor lassen, die sich um die Millionen ermordeter Neger melancholisch macht. Instabile Verhältnisse bedeuten Investitions-



und vor allem Ertragsrisiken für das internationale Kapital – darum geht es und um nichts anderes!) Wirtschaftliche Interessen haben in der Geschichte der Menschheit schon immer über moralische Erwägungen obsiegt. Moral, ethische Grundsätze, gut und böse – das waren seit jeher die Kategorien, die für die Besiegten, die Auszubeutenden galten, damit sie stille ihr Los erdulden. Aufmucken ist böse. Das erklärte die römische Staats- und Militärmaschinerie schon einem gewissen Herrn Spartakus. Das brachten die National Players des mittelalterlichen Europa schon Männern wie Wat Tyler, Dr. Johannes Hus oder Dr. Thomas Müntzer bei.

Jemand, der im Suff seinen Nachbarn erschlagen hat, wird unter Aufbietung gewaltiger Kräfte zu Boden gestreckt. Jener aber, der im Dienst der Wirtschaftsbosse ein ganzes Land inklusive seiner Einwohner platt walzt, letztere namenlosem Elend anheimgibt und sie an Hunger und Verwahrlosungskrepieren läßt, des' erhabenes Antlitz wird seit babylonischen Zeiten in Stein gemeißelt. Das ist der rote Faden, der sich durch die Geschichte des Menschen zieht: Ein paar Starke spielen Monopoly, ein paar Schwächere dürfen als Spielfiguren mitmachen – sie sind die Privilegierten – und der Rest bleibt außen vor. Das sind dann die armen Schweine, das Proletariat, der Abschaum.

Jetzt soll es circa fünftausend privilegierte Spielfiguren erwischen, weil sie nicht mehr ins Konzept des großen, starken Jungen Ackermann passen. Die Erfüllungsgehilfen Ackermanns und seiner Spielkameraden zu Berlin stöhnen auf: Das ist das falsche Signal – ein Unternehmen, dem es gut geht, das müsse Arbeitskräfte einstellen, statt zu entlassen (notabene, wir reden hier nicht von menschlichen Schicksalen, sondern von Arbeitskräften – immer schön die menschliche Komponente aus der Begriffswelt eliminieren, dann tut's nicht so weh...).

Ein kleiner, dem Landboten bekannter Unternehmer sagte einmal vor vielen Jahren zu seinem PR-Manager: „Herr Weiser, Herr Weiser, sie haben den Kapitalismus nicht begriffen!“ Ein großer Satz, fürwahr. Es ist nun die Frage, wer ihn außer Herrn Weiser auch nicht begriffen hat: das Volk, die Bundesregierung oder gar alle beide? Eines aber sollte zu keinem Zweifel Anlaß geben: Herrn Ackermann dürfen wir getrost zu denen zählen, die über eine solche Fragestellung lächeln dürfen. Ach nein, „Lächeln“ wäre vielleicht doch die falsche Wortwahl. „Grinsen“, ja, das trifft es eher, wenn wir Herrn Ackermanns gedenken, wie er gutgelaunt den Düsseldorfer Gerichtssaal verließ. „Siegessicher grinsend“ – und das mit Fug und Recht, mit dem Recht des Stärkeren, des Gewinners, des Global Players. Es sieht so aus, als hätte die Internationale ihren Sinn verloren – zumindest die Internationale des Proletariats.

## Klassentreffen

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Fünfundzwanzig Jahre hatten manche von ihnen sich nicht mehr gesehen. Das ist ein Vierteljahrhundert. Eine lange Zeit. Nun hatten sie sich für den Samstagvormittag vor ihrer alten Schule verabredet. Einige der Lehrer waren auch dabei. Bemerkenswert. Man begrüßte sich. Man musterte sich. Und man erkannte sich wieder. „Sieh mal einer an. Kaum verändert, die Physiognomie – altes Haus!“ Neuntausend Tage beinahe spurlos an den Menschen vorbeigegangen? Neuntausend Tage – das ist eine lange Strecke Weges. Wie hat man sie genutzt, welche Blumen am Wegesrand gepflückt, welche stehengelassen? Bei diesem Treffen war Herr Fjöllfross dabeigewesen. Schwer ist es ihm gefallen. Schon Tage vorher lief er 'rum wie Falschgeld.

Der Visa-Untersuchungsausschuß und ein paar Projekte hatten ihn etwas abgelenkt – und doch: Wer ihn kannte, der sah es ihm an. Es rumorte in ihm, es wühlte, es arbeitete. Am Vorabend seines Treffens gelang es mir dennoch, den Chef auf ein Fläschchen Cliquot-Noir zurückzuhalten. „Einen Tokajer“, grunzte er verdrossen, „lieber Lemarcou, haben Sie denn keinen Tokajer?“ Doch dann setzte er sich schwerfällig, sah dem in die langen, barocken Flöten perlenden Wein zu und meinte kummervoll: „Wissen Sie, lieber Lemarcou, mein Oheim pflegte zu mir zu sagen: Wenn Du vierzig bist, Junge, und du wachst morgens auf und hast keine Schmerzen, dann weißt du – daß du tot bist. Zumindest das habe ich zuwege gebracht. Ich wache morgens auf, habe meine Schmerzen und freue mich darüber. Ernsthaftere Leute aber haben mir gesagt, mit vierzig müsse man „es“ geschafft haben. Nun sagen Sie mir, Lemarcou, was ist „es“!“

Ich grinste ihn an: „Liegt doch auf der Hand! „Es“ – das ist „mein Haus, mein Garten, mein Auto, meine Familie, mein Swimmingpool – kurz, es ist der Rückblick auf das im Leben Erreichte.“ Der Alte war bleich. Aber seine Augen blickten mich unverwandt und fest an. „Sehen Sie“, sagte er versonnen „das bereitet mir Kummer. Denn eigentlich denke ich ganz genauso. Und mitunter entartet ja so manches Klassentreffen zum Jahrmarkt der Eitelkeiten. Dieses wohl nicht. Die Leute sind nicht danach. Alles feine Menschen. Und dennoch... Wissen Sie, man steht da ja irgendwo vor sich selbst gerade. Das, was einen die anderen nicht fragen – aus Höflichkeit oder mangelndem Interesse, das fragt man sich selbst bis zum Überdruß. Das ist es ja eben. So ein Klassentreffen ist einem ein unumgänglicher Anlaß, vor sich selbst zu resümieren. Man kommt nicht daran vorbei. Wer sind wir, lieber Lemarcou, wer sind wir und was macht uns aus?“

„Chef, was sind das für trübsinnige Gedanken? Wofür wollen Sie den Kopf einziehen? Daß Ihre Doktorarbeit bis dato unvollendet und unverteidigt geblieben ist? Daß Ihre Blümenträume unerfüllt blieben? Mon Dieu, Monsieur le Chef, Sie sind in den Malström hinabgetaucht und haben überlebt. Ist das nichts?“ „Was hatte ich im Malström verloren, mon ami? Ich hätte mich um das Leben kümmern müssen, statt in den Vorhof zur Hölle hinabzutauchen.“ So sprach er, hob das Glas und betrachtete den tiefroten Wein im Gegenlicht seiner Schreibtischlampe.

Am nächsten Abend aber, heimgekehrt von jenem Treffen, kam er noch niedergeschlagener in die Redaktion zurück, als er ausgezogen war. „Sind alle was geworden, ganz respektable Leute“, verkündete er uns. „Zwei Oberärzte, ein Habilitierter, ein ganzes Rudel Lehrer und Pädagogen, Ingenieurs und Makler und Beamte - alle was geworden. Und wir ringen mit den Engstirnigkeiten vom DJV um unsere Presseausweise. Wollen uns nicht mal als ordentliche Journalisten akkreditieren. Weil wir ihnen nicht nach dem Maul reden!“ Er ließ die am Vortag angebrochene Flasche Cliquot-Noir stehen und langte den Lagavulin aus dem Schreibtisch.

„Das ist doch nebbich alles nichts, Herr Fjöllfross“, meinte Herr Druckepennig zu unserem Schriftleiter. „Wo bleibt Ihre zisterziensische Gesinnung? Wo sind ihre japanischen Gärten? Seneca, Sen-no-Rikyu, der Cha-Do, wo ist die Stoa?“ Der Alte winkte müde ab. „Das ist es nicht. Man hat Titanenkämpfe bestritten, man hat gewonnen, man hat verloren und am Ende fragt man sich, was bleibt übrig? Man hat unglaublich gewaltige Energien am falschen Ort eingesetzt und am Ende verballert. Was bleibt am Ende übrig? Man schimpft so manch Einen ein hirnloses Rindviech, weil er scheinbar gedankenlos in den Tag hinein lebt. Tut er das wirklich? Oder verschwendet er bloß nicht seine Zeit mit überflüssigen Gedanken, Sophistizierungen, Philosophien? Konzentriert er sich am Ende gar auf die Anforderungen, die sein privates Vorwärtskommen an ihn stellt und bringt es zu was?“ „Ja, da wären wir am Punkt, an dem wir begonnen haben, Chef“



ließ ich mich vernehmen. „Zu „was“ kann man es bringen?“ Fjøl sah mich nachdenklich an: „Dauerhaftes Glück vielleicht, so ein beständiges, wissen Sie. Ich meine nicht den ewigen Sonnenschein, das stete Aufwärtskommen. Jeden drückt irgendwo der Schuh. Aber wie man damit umgeht, wie man sich bewegt auf dem Parkett des Lebens, das ist die Frage!“ Herr Druckepennig ergriff sein Weinglas, nachdem er sich vom Roten eingeschenkt hatte und nahm einen guten Zug. Dann wies er auf das Glas und fragte in Richtung des Alten: „Halb voll oder halb leer, Herr Fjølffross?“

Der Chef lächelte: „N bißken is woll noch drin. Ja, da schwimmt die schönste Behausung, die ich je mein eigen nannte, in einer paradiesischen Umgebung, in ihr die Redaktion des Landboten und ein Spiegel, in den ich noch immer jeden Morgen – verzerrt von allen meinen lebenserhaltenden Schmerzen – hineinschauen kann, ohne mit einem Würgereiz ringen zu müssen. Es schaut immer noch ein braver preußischer Soldat heraus. Und es glitzern die Erinnerungen an Dinge, die man um nichts in der Welt vermissen wollte.“

Um derentwillen man alles noch mal machen würde, jeden verfluchten Schritt über all die glühenden Kohlen der vergangenen Jahre, um derentwillen man vor dem Herrgott jede Alternative brüsk abweisen würde, bekäme man sie denn offeriert. Das ist nicht wenig. Da pflichte ich Ihnen bei, lieber Druckepennig!“ Er griff den golden schimmernden Scotch, blickte auf sein Etikett und murmelte: „Sechzehn Jahre ist der jetzt alt, meine Herren. 1989 angesetzt. Da war noch alles offen.“

Aber es fehlten der Grips und die Reife von heute, um die Karre zum Laufen zu bringen. Vielleicht ist das ganz gut so. Denn hätten wir sie ohne diese beiden Attribute ins Rollen gebracht, wer weiß, wieviel Schaden wir am Ende verursacht hätten.“ Er sagte „wir“ und meinte „ich“.

Wenn's ihm lausig ging, dann verfiel er schon mal in den erhabenen Pluralis Majestatis, als ob da noch einer wäre, der ihm helfen könne, die Last zu tragen. Aber es war keiner da. Er war allein. Und das wußte er. Herr Fjølffross war Pragmatiker genug, um jeden Versuch, sich selbst über irgend etwas hinwegzutäuschen, schon im Keime zu ersticken. „Sechzehn Jahre also... meine Herrn, lassen wir ihn volljährig werden! Herr Druckepennig, der Cliquot – halb voll oder halb leer?“ „Ich fürchte, Chef, er ist ganz leer. Aber ein Fläschchen Tokajer wäre wohl noch vorhanden.“ „Raus die Buddel, raus den Korken – heute ist heute, gestern war gestern und morgen ist morgen!“ Und dann sprang er auf und sang mit beinahe brüllender Stimme: „Gaudemus igitur, juvenes dum sumus – post iucundam juventutem, post molestam senectutem – nos habebit humus! Ubi sunt, qui ante nos in mundo fuere? Vadite ad superos, transite ad inferos – ubi jam, fuere! Pereat tristitia, pereant osores, pereat diabolus, quivis antiburschius, atque irrisores!“<sup>4</sup>

Der Schriftleiter des Preußischen Landboten stieß mit uns auf einen „erfolgreichen“ dritten Jahrgang an und schloß mit dem letzten Satz aus „Gripsholm“ unseres geistigen Vaters Tucholsky, welcher seinerseits Martje Flor, die friesische Bauerntochter, zitierte: „Up dat es uns wohl goh up unsre ohlen Tage -!“ Wer das „Gaudemus igitur“ deklamiert, der erhebe sich von seinem Stuhl! Diese Hymne trägt man im Stehen vor - diesen Respekt ist man ihr schuldig - oder man halte das Maul! Amen

<sup>4</sup> drei Strophen aus dem „Gaudemus igitur“, der paneuropäischen Studentenhymne aus der Frühzeit des europäischen Universitätswesens (man sagt, es stamme aus der Sorbonne). Gleichviel, auf geäußerten Wunsch für alle des Latein nicht Mächtigen folgt hier eine sinngemäße Übersetzung ins Deutsche: Laßt und darum fröhlich sein, solange wir jung sind. Nach einer lustigen Jugend, nach einem beschwerlichen Alter hat uns die Erde weg (liegen wir in der Grube). Wo sind die, die vor uns auf der Welt waren? Schaut im Himmel nach, sucht in der Hölle - da werdet ihr sie schon finden. Nieder mit der Traurigkeit, nieder mit den Hassern! Nieder mit den Teufeln, welche gegen das Burschentum gesinnt sind und desgleichen mit den Spöttern!

## An den Herrn Bundesbeauftragten für den Datenschutz

Sehr geehrter Herr!

Im sogenannten Hausarztmodell sehen wir einen Versuch, eine der Festen des Datenschutzes gerade bei bildungsfernen und leichtgläubigen, sowie bequemen Versicherten zugunsten merkantiler Erwägungen zu Fall zu bringen.

Wir beziehen uns dabei auf das Ihnen sicherlich bekannte Formblatt der Einwilligungserklärung zu datenschutzrechtlichen Bestimmungen der Barmer Ersatzkasse.

Wir bitten Sie, unseren nachfolgenden Artikel zur mutmaßlichen Unterwanderung des Datenschutzes durch das Hausarztmodell auf seinen Aussagegehalt zu prüfen, da es uns ferne läge, ungerechtfertigte Beschuldigungen zu erheben.

Wir gestatten uns Ihnen die notwendige kritische Distanz zu unterstellen, die uns ein Garant für eine objektive Beurteilung darstellt.

Für Ihre Mühen danken wir Ihnen verbindlichst

B.St.Fjølffross

### Krankenkassen contra Datenschutz

Don Miquel Barbagrigia

Wenn Belagerer zu früheren Zeiten eine Festung stürmen wollten, so schickte man nicht selten sogenannte Mineure an die Mauern, die sich unterirdisch mit Stollen an die Kampflinie heranbuddelten, durch ebenejane Minen die Stabilität der Mauern verringerten und die Festungswerke im Idealfalle zum Einsturz brachten. War die Bresche erst geschlagen, dann konnten die Angreifer oft ungehindert in das Objekt ihrer Begierde stürmen und den letzten Widerstand der Verteidiger im Handumdrehen brechen.

Seit Kurzem bieten einige Krankenkassen ein sogenanntes Hausarztmodell an. Die Versicherten werden zur Teilnahme an der Integrierten Versorgung durch Hausärzte und Hausapotheker – wie das Modell korrekt heißt – ermuntert, indem man ihnen offeriert, daß sie, statt einmal pro Quartal € 10,- „Praxisgebühr“, diesen Zwangsobolus nur noch einmal pro Jahr entrichten müssen. Das hört sich doch schon mal überaus verlockend an, zumal wir Zeiten entgegensehen, die deutsche Geldbeutel zu Hunderttausenden schrumpfen lassen. Immerhin wird hier eine satte Ersparnis von € 30,- pro Jahr in Aussicht gestellt. Doch wer die Welt begriffen hat, in der er lebt, weiß, daß niemand etwas verschenkt, daß es nichts – aber auch gar nichts umsonst gibt.

Wenn wir diese Erkenntnis unserer weiteren Betrachtung zugrunde legen, dann stellt sich die Frage, wer was dabei wirklich gewinnt. QVI BONO – lehrten uns diesbezüglich die alten Römer. Die dreißig Euro pro Nase und Jahr können wir Versicherten getrost als Köder betrachten, bei denen der gierige Fisch anbeißt, um hernach in der Pfanne zu landen. Der Angler ist also letztendlich Derjenige, der den finalen und größten Nutzen von der Geschichte hat. So sollten wir also, ehe wir uns einen sperrigen Haken – listig ummantelt von einem Dreißig- Euro- Wurm – in den Rachen stopfen, schauen, wer am anderen Ende der Angel sitzt. Ein Indiz liefert uns ein Formblatt der Barmer Ersatzkasse zur „Einwilligungserklärung zu

datenschutzrechtlichen Bestimmungen“, was den potentiellen Teilnehmern am Hausarztmodell zur Unterschrift vorgelegt wird. Da ist im Kopf die Rede davon, daß diese Integrierte Versorgung Bestandteil eines Abkommens zwischen der BARMER, der Hausärztlichen Vertragsgemeinschaft eG und der Marketinggesellschaft Deutscher Apotheker ist. Aha!

Nun besche man sich das Formblatt weiter: Da steht: „Ja, ich bin mit der medizinischen Datenerhebung, -verarbeitung und -nutzung durch meinen Hausarzt und meine Hausapotheke im Rahmen meiner Teilnahme einverstanden. Nachfolgendes ist mir bekannt: ...“ Und jetzt folgen sechs Stichpunkte, von denen drei alle Kriterien der oben erwähnten Unterminierungsstollen erfüllen. Die Festung, die hiermit peu a peu und klammheimlich attackiert wird, ist das Persönlichste, was sich im Leben eines Individuums denken läßt – das unumschränkte Verfügungsrecht über die eigenen Gesundheitsdaten.

Das können sie kaum glauben? Na dann, zitieren wir:

- Meine Daten können, sofern sie zur Erfüllung der sich aus der Integrierten Versorgung ergebenden Aufgaben dienen, unter den beteiligten Leistungserbringern ausgetauscht werden.
- Die von mir gewählte Apotheke legt eine Patientendatei (Name, Geb. –Datum, Adresse, Tel., Krankenkasse und ggf. weitere von mir freiwillig mitgeteilte Angaben zu meinem Gesundheitszustand) und eine Medikationsliste (aktuelle und fortlaufende Medikation) für mich an. (Nota bene: Für mich! Das tun die für mich! So ganz umsonst und ich spare noch dabei! Sind die lieben Leute nicht reizend!!!)
- Meine Krankenkasse oder ein von ihr beauftragtes Institut (Adreßweitergabe) kann mich schriftlich zur persönlichen Lebensqualität und Zufriedenheit befragen.

Und jetzt wagen Sie es und streichen Sie den ganzen unverschämten Schmonzes durch! Was wird passieren? Sag ich Ihnen: Ruckzuck sind sie raus aus dem Programm! Wer meutert, zahlt den ganzen Bimbos! Und die freundliche Dame von der Krankenkasse erklärt Ihnen mit honigsüßer Stimme, niemand werde zur Teilnahme an diesem Programm gezwungen. Niemand? Wie sieht's denn aus mit den „Hartz –IVern“, den armen Teufeln, den Habenichtsen, die kaum noch etwas zum Leben besitzen und auf jeden Cent achten müssen? Und deren Anzahl täglich steigt!

Nun höre ich den ein oder anderen unter Ihnen sagen: „Ach was! Ist doch nicht die Welt, was die von einem wollen. Unterschreib's halt und basta! Ist doch sogar schön, wenn die sich so um einen kümmern! Und der liebe Onkel Doktor, die Frau Apothekerin und die netten Leute von der Krankenkasse meinen es doch nur gut mit dem Patienten. Alle wissen über ihn Bescheid und können sofort und umfassend helfen. Was auch sonst? Die haben doch alle nur Tag und Nacht das Wohl des Versicherten im Sinn!“ So, jetzt langr's! Diesen Schwachsinn hält ja kein Mensch aus – jedenfalls kein einigermaßen klarsichtiger!

Get gut es nur für Leute, die das Erwachsenwerden verpaßt haben und die sich immer noch nach der glücklichen Zeit in der Wiege sehen, umstanden von lauter lieben Onkels und Tanten, Mama und Papa, Oma und Opa, hullelulle Eierkuchen – und alle meinen es ja sooo gut mit dem kleinen Wonnepoppen und wissen auch ganz genau, was das Beste für ihn ist. Quatsch! Wir erinnern daran, daß in dem Kopf des oben zitierten Formulars nicht von Opi und Omi, von Onkel Doktor und Tante Apothekerin die

Rede ist, sondern von einer Marketinggesellschaft. Marketing bedeutet „Kohle machen!“ – und das geht nur, wenn einer zahlt. Nur dann kann ein anderer den Zaster einstreichen! Der Patient wird zum gläsernen Patienten. Jeder von denen, die an ihm verdienen, weiß alles über ihn und an welcher Stelle er optimal anzuzapfen ist, respektive an welcher Stelle man die Kosten limitieren kann. Sogar schriftlich ausquetschen muß er sich lassen. Und die Kasse, die will schließlich auch von dem Versicherten ihr Auskommen haben. Das gilt besonders für einige Kassenbosse, wie wir seit dem letzten Gehälterkandal wissen.

Prämienzahlung für „erfolgreiche“ Chefs lassen sich jedoch unter anderem nur unter der Voraussetzung durchdrücken, daß die Krankenkassen die Beiträge ihrer Versicherten möglichst ungeschmälert behalten können. All zu teuer sollte das Medikament also nicht sein, oder die Zahnbehandlung, die Therapie, die Diagnostik... Geht doch ganz sicher auch 'ne Spur billiger, nicht wahr? Zusammen mit Hausarzt, Apotheker und Pharmaindustrie kriegen wir das schon gebacken! Vor allem, wenn jetzt jeder alles über den Kranken weiß. Da können sich auch alle gegenseitig auf die Finger schauen. Das ist nicht nur fein, das ist auch höchstnotwendig. Denn Vertrauen ist Blödheit und Kontrolle essentiell! Der Hausarzt, der es wirklich noch gut mit seinem Patienten meint, wird gnadenlos von seinen Partnern beim Projekt ausgebremst, wenn er über die Stränge schlägt.

Und nun noch zur Patientendatei, die die Apotheke anzulegen beabsichtigt: Was zum Teufel geht eine Apotheke mein persönlicher Datenpool an? Die sollen mir meinen Hustensaft verkaufen oder mein ärztliches Rezept bedienen und sonst gar nichts. Aber schon klar! Je mehr Teilnehmer am Hausarztmodell, desto effizienter läßt sich das Angebot strukturieren. Man weiß ja jetzt, wer was bekommt und braucht sich die Regale und Lager nicht mehr mit überflüssigen Kalkulationsrisiken vollzuballern. Außerdem hat man eine persönliche Stammkundschaft nicht nur gewonnen, sondern sogleich fest an sich gebunden. Schöne neue Welt! Das Prinzip Kundenkarte vom Supermarkt stand Pate, nicht wahr?

Nur, hier wird Schindluder mit dem medizinischen Ethos getrieben. Wenn der Rabattkartenvertreiber noch mit ein paar ehrlichen merkantilen Vorteilen wirbt, so wird hier dem Patienten vorgegaukelt, die jeder Kritik entzogenen, über jeden Verdacht erhabenen Weißgewandeten würden sich nur um sein Wohl Gedanken machen. Das ist eine infame Falle – denn gerade die Kranken sind für jedes Hilfsangebot oft mehr als dankbar und damit leicht zu überrumpeln. Darum Augen auf, Verstand gebraucht und fort mit dem Gelumpe in den Reißwolf! Es sei denn, man gefällt sich darin, von windigen Zeitgenossen in honettem Gewande und mit verbindlichem Lächeln hofiert zu werden, auf daß man zum melkenden, dümmlich widerkäuenden Rindvieh degradiert werde, dessen Existenz gerade solange von einigem Interesse ist, wie man es auch nur ansatzweise ausquetschen kann.

---

## Lump und Schiri

Don Miquèle Barbagrìgia

Volkstümliche Diminutive wie „Schiri“ für „Schiedsrichter“ sind uns abhold. Doch für einen mickrigen Charakter mögen sie hingehen. Die Rede ist von einem Fußballreferee, der in der zweiten Januarhälfte des Jahres 2005 im deutschen Oberliga-Fußball für traurige Schlagzeilen sorgte. Wie er jetzt betätigte, benutzte dieser Bursche sein Gewerbe, um sich selbst schamlos zu bereichern: er wettete hohe Summen auf die Spiele, die er zu

pfeifen hatte, manipulierte sie nach Kräften und strich nach erreichtem wie erhofftem Ergebnis einen vielfach höheren Betrag ein. Fünfundzwanzig Jahre alt ist dieses Früchtchen. Sein Talent schient nicht unerheblich. Mit so jungen Jahren schon in einem Traditionsclub wie der blau-weißen Hertha zu Berlin schon so wichtige Spiele leiten zu dürfen, das will schon was heißen! Der Mann hätte eine große Zukunft gehabt – wäre er sauber und anständig geblieben. Aber die Gier, die Gier, die ewige Gier!

Niemand vom „Landboten“ ist ein ausgewiesener Fußballfan. Dennoch! Diese Sportart gehört zu den nationalen Fundamenten zwischen Rhein und Oder. Und sie ist ein deutsches Markenzeichen in aller Welt. „Made in Germany“ – das steht bis in den Dschungel von Borneo und die Wüste von Atacama für Qualität, unbestechliche Zuverlässigkeit, Berechen- und Haltbarkeit. Der Deutsche mag als humorloser Stiesel verschrien sein, der verschroben und grimmig in seinem Lädchen unter mächtigen, rauschenden Eichen und Linden an seinem Produkt dahinfriemelt. Was er dann aber in grimmigem Ernst und emsigem Fleiße zuwege bringt, das wird noch immer in aller Welt bevorzugt nachgefragt.

Das häßliche Bubenstück dieses Lumpen von einem ehemaligen Schiedsrichter aber ist dazu angetan, genau diesen Ruf nachhaltig zu schädigen. Der Flurschaden weitet sich aus ins Ungeheuerliche, zumal sich abzuzeichnen beginnt, daß das alles noch nicht das Ende der Fahnenstange war. Ein ganzer Sumpf beginnt sich aufzutun. Dieser Schiedsrichter H. bedeutet für Deutschland in etwa dasselbe, was Nick Leeson vor einigen Jahren dem Empire war. Sie entsinnen sich gewiß dieses heillosen Dummkopfes, der mit großwahn sinnigen Transaktionen an der Börse zu Hongkong Milliarden vernichtete, eine britische Traditionsbank versenkte und letzten Endes dem seriösen Ruf des englischen Gentleman unendlichen Schaden tat.

Man mag es akzeptieren oder nicht: Trotz des globalen Dorfes sind viele Länder noch immer sehr weit voneinander entfernt. Getrennt werden sie nicht nur durch weite Steppen, hohe Gebirge, tiefe Ozeane, sondern eben auch durch positive oder negative Vorurteile, die sich in anderen Völkern hartnäckig halten. In fernen Ländern setzt sich nur sehr langsam die Erkenntnis durch, daß sich anderswo entscheidende Veränderungen vollziehen, die das gewohnte Bild radikal wandeln.

Daher wirken solche Nachrichten, wie die des betrügerischen Schiedsrichters im deutschen Nationalheiligtum „Fußballbundesliga“ oder die des irren Bankers im britischen Tempel „Barings-Bank“ (der damals ältesten Privatbank der Welt), geradezu desaströs. Es ist, als hätte man eine solide Eiche angebohrt und befunden, daß der nach außen hin saft- und kraftvoll wirkende Baum in seinem Innern hohl, morsch und von Würmern zerfressen sei. Wer will sich noch einen Tisch aus solchem faulen Holze in die Wohnung stellen? Das Gebaren der schnöden Gesellen ist natürlich ein reelles Spiegelbild der aktuellen Gesellschaft. Sie sind keine Außenseiter, auch wenn sich mancher das einreden möchte. Sie sind durchaus Repräsentanten eines mehr und mehr verkommenden und sich entsolidarisierenden Gemeinwesens. Insofern ist ihr Verhalten folgerichtig. Sie machen das, was Vielerorts bereits gang und gäbe ist. Aber sie tragen den als gottlob immer noch peinlich empfundenen Verfall auf den Altar der Nation. In die Gute Stube! Dorthin, wo es wenigstens noch für Nachbars etepetete aussehen soll. Denn Nachbars sind auch Handelspartner. Leute, die Geld ausgeben sollen. Und zwar für Waren, die aus Deutschland stammen und nicht aus Rumänien, der Türkei oder Belutschistan. Deren Produkte sind zwar billiger, aber der Ruf, der ihnen anhaftet! Der Ruf! Sobald sich aber rumgesprochen hat, daß es bei Hans und Lieschen nunmehr auch schon schabbig einhergeht, daß sich Verhältnisse etablieren, die einer Bananenrepublik zur Ehre gereichen,

daß es in der deutschen Guten Stube mittlerweile aussieht, wie bei Hempels unterm Bette, dann kann man auch getrost in der Walachei einholen gehen. Da bekommt man denselben Tinnef, zahlt aber weitaus weniger. Wir sehen also, daß der von diesem Schurken angerichtete Schaden nicht nur zutiefst moralische Wunden schlägt, denn welcher Jugendliche hat noch Lust, ernsthaft Sport zu treiben, wenn er damit rechnen muß, von raffgierigen Schiedsrichtern um den Lohn seines Schweißes betrogen zu werden. Nein, dieses Verbrechen zieht mit Sicherheit ganz handfeste ökonomische Einbußen mit sich, die dem gesamten deutschen Volke Verluste bringen. Das ist um so schwerer erträglich, als wir uns in einer schweren Wirtschaftskrise befinden, in der jeder Pfennig dringend gebraucht wird.

Diesbezüglich hat das Volk nur eine Chance: Zunächst einmal muß es mit einem rabiaten Durchgreifen der Welt beweisen, wieviel ihm an seinem Guten Ruf gelegen ist. Sodann müssen die Fundamente dieses Rufes wieder hergerichtet und konsolidiert werden. Das zielt vor allem auf die jüngsten Auseinandersetzungen um bereicherungs-süchtige Abgeordnete. Denn diese Krankheit „Gier“, die von den Alten noch als Todsünde aufgefaßt wurde, zieht sich epidemisch durch das ganze Volk hindurch. Beläßt man die Dinge, wie sie sind, steht bald der nächste Skandal vor der Tür. Viele Erschütterungen dieser Art aber wird sich Deutschland nicht mehr leisten können. Dann pfeift es selbst aus dem letzten Loch. Ehe es dazu kommt, sollte es dem Werteverfall und seinen Vertretern unmißverständlich die tiefrote Karte zeigen! Jetzt!

## Mengeles Schatten

S. M. Druckepennig

Welchen Vorrang räumt eine Gesellschaft er Leistung eines Menschen gegenüber seinen ethischen und moralischen Prinzipien ein? Eine subtile Frage, wie es scheint. Doch die Antwort liegt für jedermann sichtbar auf der Hand. Ethik und Moral sind nur hohle Phrasen, um dem doofen Volk ein gewisses Wohlverhalten abzurufen. Was, das glauben Sie nicht?

Nun, dann lassen Sie uns mal einen Blick auf die renommierte Einrichtung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft werfen! Schon deren ehemaliger Name spricht Bände. Nur weil ein blindes Schicksal den Halunken Wilhelm von Hohenzollern, den Chinesenmörder und Kriegstreiber, den Deserteur und Reichszerstörer an die Spitze einer Hierarchie von achtzig Millionen Menschen schleuderte, wurde seine Person gleichsam sakrosankt. Vielleicht sollten wir aber unsere Aufmerksamkeit eher auf die „Dienststellung“ richten als auf den Menschen, der sie zufällig und unverdient bekleidet. Denn an sich war dieser Willi nur ein armes Würstchen, der auf sich allein gestellt keinen Topf Milch zum säuern gebracht hätte. Ohne seine Herkunft hätte er es sicher nicht einmal bis zum Bürovorsteher oder Vorarbeiter gebracht.

Doch viele, viele fanden für sich in der Person des Kaisers ein lebenswichtiges Identifikationsmoment. Niemand karikierte dies besser als Heinrich Mann in seinem „Untertan“. Wir müssen an dieser Stelle genau unterscheiden zwischen der Institution „Kaiser“ und dem Menschen, der sie ausfüllt. Unsere Vorfahren taten das in den seltensten Fällen - die Folgen waren fürchterlich. An dieser Stelle also hätten wir eine der verderblichen Wurzeln ausgegraben, aus der unserem Vaterland so viel Elend erwuchs: die schon von Herrn Tucholsky so oft und bissig angegriffene blinde Amts- und Siegelgläubigkeit der Deutschen. „Ein Amt - das war wie die Majestät des Kaisers von Gott. Und ergo war der Wille des Amtsinhabers Gottes Wille. Letzteren stellt man einfach nicht in Frage! Und so zog sich der Faden



mit der Aufschrift „Sei untertän der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat.“ durch alle Strukturen des Reiches vom Kaiserthron zu Berlin hinab bis zum Postbeamten Emil Pelle, irgendwo in der letzten ostpreußischen Provinz. Diese nicht differenzierende und in höchstem Maße unkritische Haltung eines ganzen Volkes ist letztendlich in vollem Umfang für die unsäglichen Greuel während der Nazidiktatur verantwortlich. Und diese Haltung verhinderte noch Jahrzehnte nach dem Untergang der Banditen eine ehrliche Aufarbeitung des Geschehenen, eine Abrechnung und Ächtung der Verbrecher. „Moment,“ werden Sie sagen, „was ist mit den Nürnberger Prozessen?“ Ja sicher, man hat ein paar Galionsfiguren umgehauen, und auch ein paar Subalterne an den lichten Galgen oder in die Gefängniszellen gebracht. Aber das war doch Augenwischerei!

Ein Wernher von Braun, der den Londonern die V1 und die V2 ganz unbefangenen beschert hat, bekam von den Alliierten nach dem Kriege die Möglichkeit, sich zum Vater der amerikanischen Raumfahrt zu profilieren. Kein Kriegsverbrechertribunal wagte es, sich gegen diese politische Entscheidung zu stemmen und Rechenschaft von Herrn von Braun einzufordern.

Doch ist das nur ein Paradebeispiel. Wieviele Ungeheuer im Arztkittel, die sich während des Nazi-Euthanasie-Programms ganz mächtig ins Zeug legten, praktizierten nach dem Ende des Krieges munter weiter! Unbehelligt und fern jeder Idee einer Entschuldigung bei ihren Opfern mauserten sie sich völlig schmerzfrei zum guten Onkel Doktor bei ihrem westdeutschen Patientenkreis. Zu nennen sei an dieser Stelle beispielsweise ein Julius Hallervorden, der als „Arzt“ an der Vergasung von über einhundert geistig Behinderten in Brandenburg-Görden teilnahm, um sich der Hirne der Unglücklichen zu Forschungszwecken zu bemächtigen. Nach dem Kriege meinte er, es wäre doch eine unvermeidbare Schande gewesen, das wertvolle Material verkommen zu lassen, wo doch die Leute schon einmal tot wären. Über Jahrzehnte wurden diese Präparate menschenverachtenden Forscherdranges in den Instituten aufbewahrt, bis sie erst jüngst verschämt beigesetzt werden konnten.

Wären es nur die paar Einzelfälle, man könnte sich arrangieren. Aber mit der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, da tritt uns ein ganz dicker Hund entgegen. Sie meinen, ich würde mich in meiner Polemik zu einer zu blumigen Sprache versteigen? Na, ich setz' noch einen ,drauf! Geführt wurde diese „feine“ Gesellschaft von ganz kapitalen Schweinehunden, wie einem gewissen Butenandt. Dieser Erzgauner im weißen Kittel und Maßanzug lehnte bis zu seinem Tode für seine und die Verbrechen der von ihm geführten Gesellschaft jede Entschuldigung ab. Dieser Mann, der zu großen wissenschaftlichen Erkenntnissen befähigt war, verschloß sich konsequent der Einsicht um das Verbrecherische seines Handelns.

Was diese Bande tat? Ich will es Ihnen sagen: Zusammen mit Prof. Dr. Freiherr Otmar von Verschur, des berühmten Mengeles Doktorvater und nach anfänglichem Berufsverbot per Rehabilitierung durch Kollegen sogar wieder Minister von Nordrhein-Westfalen, ließ sich die Verbrecherclique auf einen regen Austausch von Forschungsergebnissen und -material mit dem Vernichtungslager Auschwitz und dessen medizinischen Ungeist Mengele ein. Anforderungen und Auswertungen wanderten hin und her. Das Leid der Betroffenen war unermesslich. Doch die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, nach dem Kriege Max-Planck-Gesellschaft, weiterhin geführt von Butenandt, lehnte jede Stellungnahme ab. Von einer Entschuldigung ganz zu schweigen. Erst der massive Druck der Opferorganisationen regte die Successoren Herrn Butenandts an, über die Verstrickungen der KWG (Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, heute Max-Planck-Gesellschaft (MPG)) in die Verbrechen der Nazis nachzudenken. Das befriedigende Ergebnis dieser Aufarbeitung

besteht darin, daß eine rückhaltlose und vorurteilsfreie Aufklärung ermöglicht wurde, in deren Anschluß sich der Biologe Peter Gruss als gegenwärtiger Chef der MPG bei den wenigen überlebenden Opfern ehrlichen Herzens entschuldigte. Die meisten dieser Opfer sind nunmehr alte Leute. Ihr Leben ist zum größten Teil durch die an ihnen begangenen Verbrechen unwiederbringlich zerstört. Gibt es eine Wiedergutmachung, die dem angerichteten Schaden auch nur entfernt entspräche? Das kann getrost verneint werden. Dennoch - eine Entschuldigung ist ein Anfang. Bedauerlich dabei ist nur, daß sie äquivalent zum Wahrschauer Kniefall nicht von denen kam, die das Grauen zu verantworten hatten, sondern lediglich von deren völlig schuldlosen Nachfolgern.

Wenn aber, wie im Falle des Bayer-Konzerns den Opfern jegliche Hilfe und Unterstützung konsequent verweigert wird und man getrost unterstellen darf, daß die Bayerleute auf eine biologische Lösung des Problems reflektieren, dann ist der Skandal als direkte Kontinuität zu den begangenen Verbrechen zu betrachten. Über die hemmungslose und jeder Ethik bare Fratze der Profitgier, die bei 100%iger Gewinnaussicht keine Gefahr, selbst nicht die des Galgens, scheut, philosophierte seinerzeit schon der prominente Vordenker der Arbeiterbewegung Dr. Karl Marx. Wenn wir unter diesem Aspekt das Thema unseres Artikels zu Rate ziehen, dann fällt unweigerlich jede Maske. Hier begegnet uns diese Fratze in all ihrer abgrundtiefen Häßlichkeit.

Menschen! Nehmt das Geschehene zur Kenntnis! Bewahrt es in Eurem Gedächtnis für alle Zeiten! Seht, was Profitwahn und Ausbeutungsgier hilflosen Mitmenschen antat: Industrielle Ausbeutung und Vernichtung menschlichen Lebens, menschlicher Gesundheit. Und, wenn dieser Spuk vorüber ist, Ablehnung jeder tätigen Verantwortung! Das immer und immer wieder. Nicht nur durch Nazis, Industrielle und wahnsinnig gewordene Wissenschaftler. Afrikanische Kindersoldaten und thailändische Kinder-Prostituierte sind derselben Grundbosheit zuzuzählen. Hier, heute, auf unserer Erde. Sollte sich das Kollektiv „Menschheit“ nicht überwinden können, diese Urübel nachhaltig und global auszurotten, dann hat sie nichts anderes als ihre Distinktion verdient, sei es durch eine göttliche Sintflut, einen Kometen, oder einen Weltkrieg. Um der Opfer willen!

---

## Moderne Zensur

B. St. Fjollfross

In einem Artikel aus dem Jahre 1932, den Dr. Tucholsky mit dem imperativen Titel „Freier Funk! Freier Film!“ überschrieb, erklärt unser geistiger Vater sinngemäß, es wäre einer Demokratie durchaus angemessen, auch Stimmen aus den extremen Randbereichen des politischen Spektrums zu Worte kommen zu lassen. (Wörtlich zitieren dürfen wir nicht – noch nicht – sonst hält die Tucholsky-Gesellschaft fordernd die finanziell interessierte Hand auf! Das tut aber nichts. Man kann den Artikel bequem im Band 10 der Gesammelte-Werke-Edition von „rororo“ nachschlagen.)

Grundlage einer Zensur sei in jedem Falle ein gefestigtes, weltanschauliches Bild, dem sich das zensierende Gemeinwesen zu verpflichten habe. Und so beklagt Herr Tucholsky, daß der Staat, dessen verheerende mediale Zustände er ein Jahr vor der verhängnisvollen Machtergreifung durch die Nationalsozialisten so trefflich beschrieb, bar jeder stabilen moralischen Grundlage eine einseitige Zensur zugunsten militanter, aggressiver und finanzstarker Kräfte betriebe. Lieber St. Kurt, sie haben offensichtlich Deinen Artikel gelesen, verstanden und – umgesetzt! Doch das Ergebnis ist



ein anderes, als Du es Dir erträumtest. Genauer gesagt ist es das Gegenteil dessen! Die Zwecke, denen die Zensur von einst zu dienen hatte, sind durch ihre Abschaffung nachgerade sublimiert worden. Wie das geht? Nun, das ist ganz einfach. Der von Dir angesprochene Rundfunk ist in Gestalt von Radio und Fernsehen zu einem vielkanaligen, rund um die Uhr beriesenden Alltagsmedium geworden, ergänzt von Zeittotschlägern wie Playstation, Computerspiele und Internetversuchungen. Während man anfangs der Dreißiger Jahre noch große Mühe auf die Erstellung einer Radiosendung verwandte, bemüht war, echte Inhalte – welcher Natur auch immer – über den Äther zu vermitteln, stürzt nunmehr eine ununterbrochene Kakophonie von englischen Schlagern, sinnlosem Gequassel und Gewinnspielen auf uns ein. Bei endlosen Varianten des „Frechen Telefons“ werden zur Belustigung vieler Tausender Deppen einige von ihnen mit albernen, oft unterniveaugen Späßchen verscheißert. Die Gaudi schafft Einschaltquoten. Die wiederum dehnen die gewinnträchtigen Werbeblöcke, die natürlich einen Großteil der elektromagnetischen Umweltverschmutzung ausmachen.

Und alles, alles kann, darf und soll hinausgeplappert werden in die weite Welt und die Tiefen des Alls, bis selbst die Aliens in einigen Hundertmillionen Jahren das Kotzen erfinden. Inmitten dieses immensen Ozeans an geistiger Diarrhoe nun wird Deiner Forderung entsprochen. Doch die Stimmen, die Du zu hören wünschtest, gehen unter, verschwinden, treiben unentdeckt und unbeachtet, wie ein kleiner Algenteppich, eine Flaschenpost, ein winziges Atoll unter den Wellenbergen der Dummheit. Die Tarnung ist perfekt. Sie arbeitet weitaus effektiver, als die Zensur zu Deiner Zeit, die ja das zensierte Material, den totzuschweigenden Geist erst richtig interessant machten. Eigentlich hätten schon Deine Zeitgenossen auf die entsprechenden Erkenntnisse zurückgreifen können. Alle Bücher, die auf dem vatikanischen Index standen, gingen im Kurs erst so richtig hoch. Zulassen! Zulassen! Dann saufen sie ab!

Die heutige mediale Welt, dreiundsiebzig Jahre nach Deinem Artikel, ist von Protagonisten desselben Schlages wie ihre Großväter cleverer gestaltet worden, als man es damals ins Werk setzte. Heute stehen allerorten riesige unsichtbare Plakatwände vor den Eingangstoren zu den medialen Landschaften, mit weithin prangender Aufschrift: „Rasenlatschen ausdrücklich erwünscht!“ Etwas kleiner darunter: „Denkarbeit, geistiges und kritisches Hinterfragen der angebotenen Inhalte unerwünscht. Eltern haften für ihre Kinder!“ Und sie haften. Und wie sie haften! Als gälte es Leib und Leben. Die bildungsfernen Schichten der Bevölkerung fordern Brot und Spiele. Letzteres bekommen sie im Übermaß. Und sie ziehen ihre Brut mit in den Circus Maximus. Schalt den Fernsehapparat ruhig an. Irgendwo wirst Du schon Thälmanns Stimme hören. Und irgendein Historiker wird ihn im Nachhinein kritisch kommentieren. Drei Sätze des Kommentators, dann ist Thälmann kaputt, wetten? Völlig sinnlos, ihn in Buchenwald hinzumeucheln.

Schalte weiter, und Du siehst Deinen Remarque-Film „Im Westen nichts Neues!“ Hochgelobt, auf niveauvolle Sendeplätze wie 3SAT, ARTE oder andere Spartenkanäle plazierte – von denen man sicher sein kann, daß sie bei der Mehrheit der Konsumenten (das Wort Menschenmaterial ist mittlerweile den unschönen Begriffen zugerechnet worden, die man im Sinne der political correctness nicht mehr verwenden sollte) nicht, kaum oder nur belustigt wahrgenommen werden. Film kaputt! Erledigt! Die anderen, die vom Volke wirklich frequentierten Sender, warten dann mit den kriegsverherrlichenden Ballerfilmen auf, hirnlos, inhaltslos, die zum Schein noch einen Übermenschen agieren lassen, der natürlich nur eine friedliche Welt für alle kleinen Frauen und Kinder im Sinne hat. Natürlich erkämpft der Heros dieses verlogene Paradies dann durch Ströme von Blut, Berge von gebrochenen Knochen, Massen von verspritzten Hirnen. In die großzügige

Verschwendung letztgenannter Organe werden denn auch die Konsumenten lebhaft einbezogen. Und Du dachtest, das Zeigen solcher grauerregenden Bilder schreckte die Leute ab? Das Gegenteil, lieber geistiger Vater, das Gegenteil! Es bringt die erst mal richtig in Stimmung! Texas Chainsaw Massacre – Blutgerinnsel, Eiterbatzen, hei – wie da die Mäuler schmatzen! Und die erlebte Gewalt wird auf die Straße getragen von ach so frustrierten Jugendlichen, die vor lauter Hormondrang, vor Unfähigkeit, sich adäquat zu artikulieren und vor purer Dummheit nicht mehr wissen wohin mit ihrem Übermut! Nein, das Konzept ging nicht auf. Erkläre dem Volk den Schundwert des Schundes und sie fressen dich roh! Oder sie spucken dich aus! Oder sie hören dir nicht zu! Oder sie konsumieren es heimlich, mit einem entschuldigenden Gestammel und einem verlegenen Grinsen im Gesicht: „man muß doch auch mal was anderes, nicht wahr, was bißchen Seichteres, nicht immer nur das Anspruchsvolle...“

Vater Tucholsky, sie haben begriffen. Nein, nicht die Doofen. Die werden nie nichts begreifen! Jene, denen Du schon vor's Schienbein tratetest, die haben zugehört. Als wahre Musterschüler haben sie ihre Lektion gelernt. Ganz prima! Eins, setzen!

---

## Papier und Stempel

### Der Untergang einer zertifizierten Republik

B. St. Fjöllfross

Am 15. September 2004 schrieb der Preußische Landbote an Seine Excellenz, den brandenburgischen Ministerpräsidenten Herrn Matthias Platzeck einen offenen Brief, die anstehende Wahl betreffend, deren desaströser Ausgang vom Landboten befürchtet wurde. Die Potsdamer Staatskanzlei hielt die Gazette keiner Antwort wert. Am 28. September stellte der Journalist und Mitarbeiter des Preußischen Landboten, Herr M. Hübner beim Deutschen Journalistenverband am Berliner Schiffbauerdamm schriftlich den Antrag auf Zuteilung eines Presseausweises.

Der Brief wurde nie beantwortet. Keine Reaktion. Am 09. Januar 2005 richtete der Preußische Landbote Auftrags seiner Leser ein Schreiben an Seine Exzellenz, den Herrn Bundeskanzler, Willy-Brandt-Straße 1 zu Berlin, in dem einige Fragen zur Problematik des Hartz- IV- Unwesens aufgeworfen wurden. Der Brief schloß mit einer ausdrücklichen Bitte um eine Stellungnahme. Sie werden es ahnen: es erfolgte auch hier keine Reaktion.

Doch der Landbote blieb hartnäckig und fragte am 15. Februar 2005 per E-Mail nach. Frau Kerstin Dickmann vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung beteuerte, daß nie ein Schreiben eingegangen sei und bat uns, eine Durchschrift noch einmal auf dem Datenwege zu senden. Wir taten es umgehend. Seitdem: Schweigen! Was hat das alles zu bedeuten? Natürlich sind wir Realisten genug, um die Größe unseres Leserkreises ganz richtig einzuschätzen: Wir üben keine publizistische Macht aus. Und nur darum geht es in diesem Land, wie in jeder menschlichen Gesellschaft: Macht, Macht und nochmals Macht. Einfluß, Macht, Lumperei und Selbstbereicherung und dabei fürs doofe Volk honett aussehen – wer das beherrscht, kann es weit bringen. Wer sich aber diesem Weg verweigert, sollte mit seinem Untergang rechnen, mit seinem Ausschluß aus der Gemeinschaft des Nackten Raubaffen. Denn die gesellschaftlichen Motive drehen sich aller Schönfärberei zum Trotz nicht um die Erleichterung des irdischen Daseins für Mensch und Kreatur – es geht um die Einhaltung der Spielregeln, die

da einzig lauten: „Wer wen auf möglichst elegante und diskrete Art und Weise!“ Für Deutschland trifft dieser wahnhafte Anankasmus in besonderem Maße zu. Zerrissen von seinem unseligen Partikularismus, Schlachtfeld und Prügelknabe ganz Europas, endgültig zum Seelenkrüppel gebrannt, gedroschen und vergewaltigt in jenem grauenhaften Dreißigjährigen Kriege – zog sich der Deutsche Michel in ein Schneckenhaus zurück, das ihm etwas Ruhe, Beschaulichkeit und eine vage Sicherheit bot. Die Bürokratie, die alles regeln und kein Ding dem Zufall und der Unwägbarkeit überlassen wollte, war geboren. Wer fortan in Deutschen Landen noch etwas werden wollte, der brauchte ein über jeden Zweifel erhabenes Herkommen, einen sauberen Leumund, eine ungebrochene Biographie und viele Zeugnisse, Stempel, Unterschriften, Zertifikate, Beglaubigungen.

Es galt mehr, vor den Augen der Obrigkeit angenehm zu bestehen, denn vor den Augen Gottes. Man konnte getrost ein Strolch sein, solange man den spießigen Schein zu wahren verstand und sich im Übrigen an die gesellschaftlichen Vorgaben für das öffentliche Verhalten hielt. Überschritt die Schurkerei nicht ein gewisses Maß, so blieb sie in aller Regel ungeahndet. Angepaßtes Verhalten – das war fortan die deutsche Losung! Nonkonformismus ist die Erzähresie zwischen Oder und Rhein! Mit dieser Einstellung machte sich Deutschland schon bald zum belächelten Pantoffelhelden Europas und der Welt, der einzig durch die Qualität seiner tüftlerisch genialen Waren und Produkte einen gewissen seriösen Namen behaupten konnte. Diese Produkte aber waren das Beiwerk eben jener Spießigkeit, die sich, anstatt die Nase frisch in den Wind der großen weiten Welt zu halten, lieber in eine kleine Scheune verzog, um dort vor sich hin zu friemeln. Bloß keinem auf die Zehen treten!

Und so blieb man unter sich, bedachte sich gegenseitig mit endlosen Raummetern bedruckten und gestempelten Papiers, verfluchte das ruhelose Volk, die Zigeuner und die Landstreicher, die Vaganten und die Schausteller, diese ewigen Diebe und Unruhestifter, die mit ihren Ideen aus der Fremde den deutschen Mief zu lüften drohten, verfluchte auch die Andersartigen, die Juden, schlug alle in regelmäßigen Abständen tot, nachdem man sie vorher gebührend denunziert hatte und stimmte halbherzig über das Gelächter der Welt ein, als der Schuster Wilhelm Voigt seine legendäre Hauptmannsposse zu Köpenick über die Bühne gehen ließ. Doch Michel begriff im Gegensatz zu den Franzosen, Spaniern, Italienern, Engländern oder Russen nicht im Geringsten, worüber er da eigentlich kicherte. Denn Michel ist von Natur aus ein bißchen retardiert. Daß es um seine ureigenste Krankheit ging, die da dem Hohn und Spott preisgegeben war, das drang ihm nicht ins Herz. Seine perfide Gläubigkeit an oberflächliche Äußerlichkeiten hatte ihn zum Trottel der Nationen werden lassen.

Hat er daraus gelernt, der Michel? Nein, natürlich nicht. Denn die Voigtjade wurde in den neunziger Jahren des Zwanzigsten Jahrhundert von einem Hochstapler namens Postel grandios wiederaufgeführt und sublimiert. Ja, Postel legte noch eins drauf: er, der völlig Ungelernte, avancierte mit Hilfe gefälschter Papiere gar zum Oberarzt einer sächsischen psychiatrischen Klinik. Deutsche Entscheidungsträger scheinen extrem kurzsichtig zu sein. Ihr Augenlicht reicht oft nur bis zur Schlußzeile eines vorgelegten Dokumentes, Zeugnisses oder anderen Wischs. Über ihren Schreibtisch hinweg zu dem gegenüberstehenden Menschen zu blicken – da sei Gott davor! Wirklich! Denn – wie wir seit dem Propheten Mohammed wissen – nur Allah blickt in die Herzen der Menschen. Was sagt das über unsere Nation aus? Daß sie krank ist. Tief in seiner Seele ist das deutsche Volk todkrank. Es ist nicht fähig, den eigenen Augen, dem eigenen Eindruck zu vertrauen. Ganz im Gegenteil: Der, der mir gegenüber sitzt, ist per se erst einmal mein Feind! Ich muß ihm mißtrauen! Er will mich belügen, betrügen, bestehlen und täuschen! Diesen Anfangsverdacht kann er nur

schrittweise und peu a peu durch die Vorlage von vielen Leumunds- und Arbeitszeugnissen, Diplomen und Leistungsnachweisen relativieren. Hören Sie? Ich sage bewußt: relativieren. Nicht: entkräften! Der Supplikant bleibt ein in der Hierarchie Unter-mir-Stehender. Denn er will etwas von mir. Und nicht umgekehrt. Diesem potentiellen Nepper ist keine objektive Selbstdarstellung zuzutrauen – und schon gar keine, der ich als Entscheider vertrauen sollte. Andere Über-ihm-Stehende, Gleichrangige... – ja, auf deren Meinung kann man schon eher etwas geben. Woher die wiederum ihre Einschätzungen beziehen, das ist fraglich. Ach was, das ist egal! Hauptsache, die Idiotie, die hinter diesem System steckt und die wahrscheinlich ein Erbe der fürchterlichen Traumata ist, die das deutsche Volk in seiner Geschichte zu durchleiden hatte, bleibt gewahrt!

Es gibt jedoch ein Schlupfloch. (Wir wollen ja nicht subjektiv werden!) Wenn der Bewerber eine Fähigkeit besitzt, die sich höchst profitabel vermarkten läßt, dann sei auf seine Herkunft, sein Vorleben, seine Zeugnisse großzügig verzichtet. Als Beispiel möge uns der hervorragende Karikaturist Arno Funke, vormals „Dagobert“ dienen, der auf Grund seiner zeichnerischen Fähigkeiten die Chance einer zweiten, gutdotierten Karriere eingeräumt bekam. Doch gnade Gott, dieses Talent schlummert nicht in dem, der feststellen muß, irgendwann einmal den geraden Weg verlassen zu haben. Dieser Mensch hat definitiv verloren. Es bleibt ihm nur, auf sein Lottogluck zu hoffen. Man ignoriert ihn, man schweigt ihn tot, man hält ihn der Beantwortung einer Frage, der Zuteilung eines Presseausweises nicht für wert – denn wo ist seine Macht, seine Auflage, die dem Angesprochenen auch nur den mindesten Druck verursachen könnte? Wo ist seine Reputation, sein Abgangszeugnis einer journalistischen Fakultät, die Liste seiner Publikationen, seine Resonanz?

Ist es nicht vielmehr so, daß der Bursche sich über den Presseausweis Vergünstigungen erschleichen will, statt seine Pressearbeit zu potenzieren? Da steckt doch ganz was anderes dahinter, nicht wahr? Wir Landboten spucken auf diese Vergünstigungen! Wir sind nicht korrupt. Wir sind Preußen! Wir nehmen nur erschüttert zur Kenntnis, daß die Deutschen nichts aus ihrer Vergangenheit gelernt haben. Sie heften den türeöffnenden Presseausweis an Rundfunkreporter und Fernsehmitarbeiter, die zu ihrer Schande nicht in der Lage sind, einen vernünftigen deutschen Satz zu sprechen, deren Reportagen von abschreckend schlechter Qualität sind, deren Sprache von hirnlösen „ääähs“ nur so wimmelt, deren blödes Denglish die Ohren deutscher Zuhörer beleidigt. Das sind oftmals keine seriösen Journalisten mehr – das sind moderne Marktschreier, deren Profil den Wünschen Doof-Michels angepaßt wurde, um die Quote über die Runden zu retten.

Doch diese Leute besitzen Diplome, Zeugnisse und Referenzen. Diese Papiere werden ernstgenommen, angebetet, hofiert. Der Mensch dahinter spielt bestenfalls eine sekundäre Rolle, bis er sich habilitiert hat und über jedes Zeugnis erhaben ist, wie beispielsweise ein Ulrich Wickert, Peter Scholl-Latour oder Johannes Groß. Die Stortterer aber beherrschen eine andere wesentliche Kunst. Den korrekten Gebrauch und die Pflege der deutschen Sprache dürfen sie zugunsten dieser Fähigkeit getrost vernachlässigen: Die Rede ist von den hochgestochenen, nichtsagenden, aber einschläfernden Phrasen. Was es damit auf sich hat? Nun, der gleichgeschalteten Presse der DDR sowohl, als auch der hoßberichterstattenden sogenannten „freien“ Presse“ ist es möglichst darum zu tun, die Inhaber der Macht nicht zu vergrätzen. Es ist aber allseits bekannt, daß sich diejenigen Zeitgenossen, die um die Macht, die wirkliche und reale Macht pokern, sehr ungern in die Karten schauen lassen. In einem „offenen“ System wie der Bundesrepublik Deutschland jedoch besteht eine im Grundgesetz verankerte Pflicht zur Information des Bürgers und zur Rechenschaftslegung von Seiten der

Regierung. Wie nun diese beiden durchaus diametralen Aspekte unter einen Hut bringen? Die Lösung heißt: Phrasen! Die Regierenden dreschen sie – die speichelleckende Presse druckt sie ab! Phrasen sind etwas Wunderbares. Sie sind nach einem ewig sich wiederholenden Muster gestrickt, sie lassen sich bis zur Monstrosität aufblasen, und hinter ihnen kann man getrost beinahe unbemerkt jede hohle Nichtigkeit verstecken. Denn sie schläfeln den Konsumenten, den Leser, den Hörer ein. Ja, am liebsten würden manche Parteifunktionäre, Wirtschaftsbosse, Verwaltungskoryphäen und Gewerkschaftsobere noch das gute alte Prediger-Latein zum Michel sprechen, auf daß er andächtig staunend das Maul aufreißt und nichts zu hinterfragen wage. Doch das erfordert ein gewisses intellektuelles Rüstzeug... Und außerdem hat die boshafte Nachtigall zu Wittenberg, unser Doktor Luther, unseren Michel einst zu rebellisch gemacht und einen etwas aufmuckerischen, protestantischen Sinn in seinem Herzen hinterlassen. Es ist den lutherischen Bäffchen-Trägern nie mehr so ganz gelungen, diesen Ungeist wieder einzufangen.

Also einigt man sich auf Plan B: der hochgestochene, dennoch nichtssagende Sprachstil, der recht eigentlich gar keiner ist, sondern eben ein gewaltig tönendes, weil innen hohles Geseier und Geleier. Das sieht so aus, als verkünde es etwas Wichtiges – tut es aber nicht. Nagelt man die Rechenschaftspflichtigen denn wirklich einmal mit einer konkreten Fragestellung fest, dann heißt es flugs: „Zum gegenwärtigen Zeitpunkt werden Sie verstehen, daß wir keine Auskunft...!“ (Der Rest ist variabel.) Drehen sich um und verschwinden, von weiteren neugierigen Fragen abgeschirmt durch Gorillas und Glastüren. Aha!

Und die Inhaber der Presseausweise werden sich hüten, diese Barrieren zugunsten ihrer eigentlichen Klientel, der Leserschaft, zu überwinden. Zu viel hängt für sie persönlich von einem gewissen Wohlverhalten ab. Sie werden an dieser Stelle protestieren: „Ja, aber die freie Presse hat schon selbst Kanzler und andere mächtige Gestalten zu Fall gebracht!“ Gott bewahre! Lösen Sie sich von Ihrer Naivität! Die Presse zersägt bestenfalls Baumstämme, die längst schon durch andere Giganten gefällt wurden, oder an ihrer eigenen Morschheit krachten. Interne Machtkämpfe bedienen sich der Presse und damit der Öffentlichkeit zu strategischen Zwecken. Und nichts sonst. Presse bedeutet für sich balgende „Leistungsträger der Gesellschaft“ Munition, Rammbock oder Schutzwall. Eine aktive Rolle ist ihr dabei kaum zuzubilligen.

Der Preußische Landbote aber ist ein unangepaßtes Blatt, nonkonform bis in die Knochen. Er spricht gerade heraus. Er bekämpft die Mikrobe der menschlichen Dummheit, wo er sie trifft – gegen alle Regeln militärischer Vernunft, um sie zu schlagen (höchst unwahrscheinlich), oder sich vor ihren Batterien ehrenhaft begraben zu lassen, wie es sinngemäß im berühmten Leuthener Befehl König Friedrichs des Großen heißt. Unter anderem deshalb paßt er nicht in die etablierte Presselandschaft, in der jeder Mitarbeiter eines Sudel- und Schundblattes der Boulevardpresse einen Presseausweis zugeteilt und ein Interview-Termin bei seiner Exzellenz, dem Herrn Bundeskanzler eingeräumt bekommt. Der Preußische Landbote wird marginalisiert, weil er aufwecken will, statt einzulullen. Weil er die Hefe zum Gären bringen will, weil er kämpft!

Und man wird ihn erst für voll nehmen, wenn er kraft der Masse seiner Leserschaft in der Lage ist, „Wahlen“ zu beeinflussen. Das Ganze ist erbärmlich. So sollte man ein demokratiefeindliches Blatt behandeln, aber doch nicht uns! Sei es drum! Deutschland bekommt seit einigen Jahren die Quittung für diese Insuffizienz. Es geht rapide bergab mit diesem einstigen Wirtschaftsmusterknaben – und zwar auf allen Gebieten. Die Jugend verblödet, die Arbeitslosigkeit grassiert, die Hilfslosigkeit der Regierung

und ihrer nachgeordneten Behörden nimmt apokalyptische Ausmaße an – es ist kein der Regeneration fähiges Mark in den hohlen Knochen des großen Lümmels Deutschland. Soll er zum Teufel gehen! Es wird Zeit, daß die Vandalen die morschen Tore des dekadenten Roms überrennen. Es muß Platz geschaffen werden für etwas, was unbelastet ist von den Schatten der Vergangenheit, den Schatten des Spießertums und des von ihm organisierten Völkermordes, den Schatten der Großkotzigkeit und des Welterlösertums. Das aberwitzige Pendeln der deutschen Seele um einen Ruhepunkt, den sie nie erreichen wird, macht, daß vielen Zeitgenossen in Deutschland und der Welt übel wird.

„Alles, was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht!“ läßt Altmeister Goethe verlauten. Wir sagen dazu: Amen!, und schließen mit den Worten Dr. Thomas Müntzers: „So ich das sage, muß ich aufführhich seyn – Wohl hyn!“

## Plattdüütsch –

### Abschied von einer deutschen Hochsprache

B. St. Fjöllfross

Zu früheren Zeiten kam es häufiger vor, daß eine bewaffnete Macht, die soeben ein feindliches Gebiet eingenommen hatte und sich dort dauerhaft zu etablieren suchte, der ansässigen Bevölkerung nicht nur die Werte und Ausdrucksformen des Siegers aufdrängte, sondern darüber hinaus die einheimische Kultur zum Erlöschen brachte. Wir Ostelbier können ein Lied davon singen. Bis auf Flur- und Ortsnamen erinnert in unseren Gefilden kaum noch etwas an die einstigen slawischen Herrn des Landes. In Brandenburg an der Havel beispielsweise soll der letzte von Hause aus westslawisch sprechende Mann in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gestorben sein. Tot war die Sprache. Gesprochen wurde fortan, was die einstigen sächsischen Sieger mehr als ein halbes Jahrtausend früher mit ins Land gebracht hatten: Deutsch.

Es war ein sogenannter niederdeutscher Dialekt, ein plattes Deutsch, wie wir sagen würden. Verstanden und gesprochen wurde es von der Zauche bis an die Waterkant. In den Havelgauen wurde dieses Platt mit dem sehr verwandten Flämischen eingemischt, welches von den Zuzüglern und Kolonisten des 11.- 12. Jahrhunderts verwandt wurde. Lange, lange ging das gut. Doch eines schönen Tages setzte sich der Heilige Vater in Rom in den Kopf, die größte Kirche der Christenheit errichten zu wollen. Der Stellvertreter des Petrus auf Erden brauchte zu diesem Behufe viel Geld und ließ es auch in der Mark Brandenburg unter anderem mittels windiger Ablaßgeschäfte eintreiben. Der Rest ist bekannt: Unsere erzürnte Nachtigall zu Wittenberg hämmerte 95 kirchenreformatorische Thesen an die Wittenberger Schloßkapelle und begründete damit eine Kirchenspaltung, die das Heilige Römische Reich Deutscher Nation so ziemlich in Nord und Süd teilte.

Der Norden wurde mehrheitlich protestantisch. Und da der Doktor Martinus Luther neben seinem exzellenten Latein auch in Wittenberger Kanzleisächsisch gegen das moralisch verkommene Papsttum gewettert hatte, welches Idiom den ober- oder hochdeutschen Dialekten zuzurechnen ist, wurde fortan in den protestantisch geprägten Ländern das Hochdeutsch zur führenden Umgangssprache. Der Hohenzoller Joachim II. konvertierte als Chef des Brandenburger Kurfürstentums in der Spandauer Nikolaikirche zum Luthertum und vererbte somit Konfession und Sprachregelung auf die Geschicke des gesamten Reiches, zu deren führendem Kaiserhaus sich die Hohenzollern in den nachfolgenden Generationen aufschwangen. Nun



wurde es brenzlich um das Niederdeutsche. Nur noch die sogenannten unteren Schichten befeiligten sich dieser wundervollen und gefühlsreichen Sprache, die dem Englischen so verwandt ist wie ein zweieiiger Zwilling. Und darin lag der Makel begründet. So ist das mit den Menschen: Sie öffnen immer die sozial Bessergestellten nach in der Hoffnung, auf diese Art und Weise ein wenig von deren Glück partizipieren zu können. Reicht es nicht für Versailles, dann muß es halt wenigstens im Maßstab 1:5 so aussehen. Langt es nicht für einen Ferrari, dann sollte zumindest ein Manta die Garage zieren. Und wem Meyers Zwanzigbändiges zu teuer ist, der stellt sich eben ein Conversationslexicon von A-Z in einem Band ins Regal.

Und so schielte man auf die gewählte hochdeutsche Artikulation der „Besseren Gesellschaft“, versuchte diese zu imitieren und verpönte das Platt als das Gebell der Analphabeten und des ländlichen Plebs. Zwischen Havelland und Zauche wurde der Dorfjugend reihenweise selbst unter Androhung körperlicher Züchtigung verboten, das Platt zu gebrauchen, so wie die Sorbenkinder sich ihres überkommenen Spracherbes zu schämen hatten, bis dieses nur noch ein Siechendasein fristete. Während in Tasmanien der Beutelwolf verschwand, bejagt von menschlicher Gier und Dummheit, versiegte in Norddeutschland das Niederdeutsch – verlassen von identitätslosen Verrätern an der eigenen Kultur, die nicht das Kreuz hatten, zu sich selbst zu stehen und den Anfechtungen bornierter Blödsinnigkeit zu trotzen.

Das Hochdeutsch hat seine Meriten. Niemand will das bestreiten. Doch das endlos Schöne der überreichen plattdütschen Gefühlswelt – die unwiederbringlich verlorene Lyrik dieses warmherzigen und doch so zupackenden Dialektes, ihr weiches Timbre ging uns verloren und hinterließ eine Wüste in der Seele der Deutschen. Denn – bildlich gesprochen – verkörperte das Niederdeutsche die Wärme, die Nähe im deutschen Sprachgebrauch, während das Hochdeutsche mehr zum Kühlen, Distanzierten hin tendiert.

Die Holländer waren nicht so feige und so entsetzlich dumm. Sie behaupteten ihre Sprache tapfer gegen alle Intervention. Die Geusen trotzten dem wesensfremden Herrschaftsanspruch des spanischen Zweiges des Hauses Habsburg. Herzog Alba hatte dort auf Dauer nichts zu lachen. Stolz und erhobenen Hauptes bewahrte sich Oranje seine Werte und seine Wesensart, zu deren kostbarsten Attributen immer auch die Sprache als Hauptbestandteil der Verständigung dient. Und niemand käme auf den Gedanken, dieses niederdeutsche Volk der Kulturlosigkeit zu zeihen, oder gar der Unfähigkeit zu wissenschaftlicher Spitzenleistung, weil diese in der gemeinen niederdeutschen Sprachwelt etwa keine Entsprechung oder Artikulationsmöglichkeit fände. So kam es, daß ausgangs des völkermordenden Dreißigjährigen Krieges das Holländische zur eigenständigen Hochsprache inmitten der germanischen Sprachfamilie avancierte, sich gleichsam völlig von der niederdeutschen Mutter emanzipierend, welche gerade dem Einfluß der hochdeutschen Vergewaltigung erlag.

Ein wenig versucht man noch das Begräbnis hinauszuzögern. Mitunter erscheinen Bücher in plattdeutscher Mundart. Fernsehsendungen wie „Talk up Platt“ kämpfen darum, zu retten, was zu retten ist. Aber sie stehen auf verlorenem Boden. Eine Sprache kann nur lebendig bleiben, wenn sie im Alltag gesprochen wird. Sie wie das Latein im Vatikan zur Amtssprache zu erheben, oder mit zweisprachigen Orts- und Straßennamensschildern wie im Sorbenlande zu beatmen, nutzt da wenig. Am Abendbrottisch, im Konsum oder in der Werkstatt, in der Schule oder auf dem Wochenmarkt – da muß sie erklingen. Oder sie ist verloren! Mit jedem Jahr aber schwinden die letzten Deutschen dahin, deren Zunge noch das alte Idiom beherrscht. Im fünfzehnten Jahrhundert grölten die Landsknechte, die, von den beiden Städten Brandenburg daherkommend an der Bischofsburg Ziesar gen

Görzke vorüberzogen: Hebben wi Zerwest krecht un Branneborch, denn krejen wi Görtsche ok noch – dat Düwelsnest! Ach, hätten sie doch ihre Spieße und Schwerter nicht gegen das arme Fläming- Städtelein gerichtet, sondern gegen einen anderen, weitaus mächtigeren Feind, den zu berennen ein Landsknecht wohl all seine Courage aufbringen müßte: Hätten sie den Feind der Dummheit und Arroganz aus dem Lande gejagt, ein großer Teil unserer Identität wäre uns erhalten geblieben. Mit Plattdütschen hätte ein Braunauer Anstreicher und Politdemagoge kaum gegen Jud und Russ zu Felde ziehen können. Das paßt einfach nicht zusammen. Sie hätten den brillenden Psychopathen nicht verstanden. Seine Haßtiraden hätten sich nicht übersetzen lassen. Und wenn man es versucht hätte, das Ergebnis wäre einfach nur noch lächerlich gewesen!

Doch so ist die Mehrzahl der Menschen. Sie sind zu blind und zu engstirnig, um mehr als nur das Nächstliegende zu sehen. Und so bleibt uns nicht mehr als dieser traurige Abgesang auf einen der wundervollsten Dialekte, die das Deutsche seit seinem Entstehen hervorgebracht hat: Slap ju woll for den Rest der Tiden. Wi averst wulln drümen, dat wi ines scheunen Dages wedder up platt seggen künn, wat immer wi seggen wulln. Und dat wi verstoahn wiern von Lüden, die wat so denken duan as wi. Dat Hopen stierbt tau letzt!

## Steige hoch, du roter Pleitegeier!

Don Miquel Barbagrigia

Der Preußenspiegel, ein regional bekanntes und seriöses Anzeigenblatt, das zweimal wöchentlich in der alten Chur- und Hauptstadt erscheint, berichtet auf seiner Titelseite am 08. Mai 2005: Keiner will Chefposten. Den Titel hat der Kollege Peters gut gewählt. Ein „Eyecatcher“ – ein Blickfänger also. Man beißt an. Man liest. Und was liest man? Daß der städtische Personalamtschef Manfred Seidel seines Amtes leid ist, dieses aufzugeben trachtet und ersatzweise auf den Job des Bürgeramtschefs abzielt. Herr Peters teilt uns weiter mit, daß dieser Posten im allgemeinen als „Ruhekissen gilt, weil Standesamt und Co. Selbstläufer sind, wo Chefs nur selten eingreifen müssen“ (Zitat Preußenspiegel).

Marginal nehmen wir erstaunt zur Kenntnis, daß die Ämter, die die Stadt Brandenburg zu vergeben hat, für eine gewisse Nomenklatura Selbstbedienungsläden zu sein scheinen. Der Personalchef hat sich also einen Posten ausgeguckt und wird ihn dann wohl auch übernehmen. So, so! Wozu eigentlich Ausschreibungen, Bewerbungen, wenn das Ergebnis schon im Vorherein feststeht? Aber – unter uns Pastorentöchtern: Wozu ist man schließlich Personalchef! Zumal Posten in dieser Verwaltungsebene recht gut dotiert zu sind. Lesen wir doch, daß die vakant werdende Stelle des Personalamtschefs mit €4.500,- monatlich besoldet wird. Hut ab! Das sind Gehälter! Nicht übel – besteht doch eines der drängendsten Probleme der Stadt Brandenburg in ihrer permanenten Finanzmisere. Starkbelastete Haushalte, defizitäre Einnahmen und eine rekordverdächtige Arbeitslosenquote setzen der Kommune böse zu. Nach den Vorstellungen der Bundesregierung ist im Zuge der Zusammenlegung von Arbeitslosengeld II und Sozialhilfe (Hartz IV) die Stadt nun auch für die verantwortlich, die durch den Verlust ihrer Arbeit an den sozialen Tellerrand gedrängt wurden.

Diesen Leuten bescheinigt man, daß sie mit runden Eins fuffzich pro Tag ihr Leben zu fristen imstande seien – für die Kosten einer angemessenen Wohnung wolle man gnädigerweise aufkommen. Dabei ist es scheißegal, wie lange die armen Teufel bereits in die Arbeitslosenversicherung eingezahlt hatten, welche Anrechte sie sich möglicherweise im Laufe einiger Jahrzehnte



erwarben. Gut - das ist die Schuld Brandenburgs nun wirklich nicht. Dennoch erscheint es befremdlich, welche Gehälter das Gemeinwesen seinen Verwaltern noch immer zu zahlen vermag, (von anderen Luxusaussgaben wie exorbitanten Intendantengehältern an nicht gerade glänzenden Bühnen wollen wir an dieser Stelle höflich schweigen,) wenn doch gleichzeitig keine Gelegenheit versäumt wird, Brandenburgs Situation als angespannt darzustellen. Vom Gehalt eines Personalamtschefs könnten also gut und gerne zehn Arbeitslose unterstützt werden. Oder, anders ausgedrückt – ein Personalamtschef bekommt im Monat über zehn mal mehr, als er zum Leben eigentlich bräuchte. Wenn wir gerechterweise die Mietkosten und die Krankenkasse in Anschlag bringen, die er ja schließlich als Nicht-Hartz-IV-Empfänger selbst zu tragen hat – bleibt immer noch eine immense Summe übrig.

Nun ist mit dem Programm Hartz-IV untrennbar die Devise „fördern und fordern“ verbunden. Brandenburg fördert seine Obrigkeit also nicht schlecht, wie wir sehen. Was fordert die Stadt im Gegenzug? Das, was jede Kommune im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte fordert: Daß es aufwärts gehe! Daß sich der Stadtsäckel wieder fülle. Das fordern sie. Und – wenn man nun den Faden weiterspinnt – werden diese Forderungen adäquat zu den Förderungen erfüllt? Klartext: sind die Empfänger solcher Summen ihre Gehälter wert? Verdienen sie es im ursprünglichen Sinne des Wortes, daß man sie mit solchen Beträgen besoldet, während der gemeine Sozialhilfeempfänger um jeden Pfennig feilschen muß?

Wir wissen darauf keine eindeutige Antwort. Mag sein, daß es so ist. Uns jedoch erscheint es nicht so. Denn ein gewichtiger Indikator für einen solchen Verdienst ist die Prosperität einer Kommune, ist ein ausgeglichener und solider Haushalt, der schwarze Zahlen schreibt – und keine roten! Wenn es dieser Kommune gut geht, dann sollen auch ihre Bediensteten proper leben. Doch auch der reziproke Fall sollte diskutiert werden. Wir halten es für unsinnig, diese Gehälter nach einem BAT (Bundesangestellten-Tarif) zu errechnen. Der Bund hat mit den Belangen einer Kommune nicht viel gemein. Hier müssen, wie auch sonst in der freien und ungeschützten Wirtschaft üblich, regionale Tarife angedacht werden, die der Entwicklungskurve des verwalteten Objektes entsprechen.

Und daher lehnen wir schon im Vorfeld einer Diskussion den Vergleich mit der Besoldung in anderen Großstädten ab, insoweit sie auf noch höhere Gehälter abzielt. Dort ist dort und hier ist hier. Der aus dem Blickwinkel eines Hartz-IV-Empfängers legendäre Bezug von viereinhalb Tausend Euro im Monat ist schon insofern provokant, als dieses Geld in seinen Augen erst dann zu rechtfertigen wäre, wenn durch die Tätigkeit des Gutbesoldeten ihm, dem Verlierer am Arbeitsmarkt, wenigstens ein gesichertes Einkommen in Höhe eines Drittels des Personalamtschefgehalts entstehen würde. Ist das der Grund, warum sich niemand von den Infragekommenen um den freiwerdenden Posten reißt? Möglicherweise ist man sich in der Stadt Brandenburg der wachsenden Perspektivlosigkeit durchaus bewußt und hat sich noch genügend Sensibilität bewahrt, um zu sagen: Für den Personalamtschef eines angeschlagenen Wirtschaftsstandortes mag es eine Menge Geld sein – für den zukünftigen Prügelknaben, der für fehlerhafte Personalentscheidungen und damit für eine Verschlimmerung der ohnehin schon fatalen Lage die Verantwortung zu übernehmen hat, ist es doch aber bei weitem zu wenig. (Doch wollen wir den Prätendenten für das gewichtige und teure Amt trösten: Seit der Aussage unseres Herrn Bundesaußenministers vor dem Visa-Untersuchungsausschuß wissen wir, daß die Verantwortung zu übernehmen in unserer wehrhaften Demokratie ab einer gewissen Ebene nur noch bedeutet, einen Sack Luft zu schultern.) Sollte diese Vermutung der Wahrheit nahe kommen, dann sehen wir für Brandenburg noch Licht am Ende des Tunnels.

## Wann ist ein Krieg zu Ende?

B. St. Fjöllfross

In den Zeiten, in denen die düsteren Prognosen Samuel Huntingtons wahr zu werden beginnen, wie er sie in seinem legendären Opus „Clash of Civilisations“ darlegte; in Zeiten, in denen erbitterte Verteilungskämpfe um immer knapper werdende Ressourcen von fossilen Energien und Trinkwasser zu neuerlichen und unerbittlichen Kriegen führen werden, beginnt die Gefahr des Ausbruchs von Kriegen stetig zu wachsen. Uns in Europa, dieser zusammenwachsenden Kulturgemeinschaft, wird das ja wohl nicht so sehr tangieren, nicht wahr? Wir haben aus den fürchterlichen Katastrophen des Zwanzigsten Jahrhunderts gelernt. Wir haben uns alle brüderlich unter den Fahnen des Parlamentes zu Straßburg vereint. Nie wieder Krieg!

Was für ein kapitaler Trugschluß! Nicht die Völker Europas haben sich zur Europäischen Union zusammengeschlossen, sondern das Großkapital und die Banken waren es. Sie haben sich günstigere Marktbedingungen geschaffen und ein einheitlicheres Wirtschaftsimperium, das auf Grund seiner schier Größe und seiner Reserven noch einige Zeit lang in der Lage sein wird, den großen Wirtschaftsräumen in Nordamerika und Asien zu trotzen. Die Vision „1984“ von Orwell nimmt Gestalt an. Die Völker Europas haben ihre Meinung über die ehemals verfeindeten Nachbarn nur sehr zögerlich und geradezu minimal relativiert. Das Fernsehen, das in den letzten Jahrzehnten global bewies, daß die vormals verteufelten Gegner Menschen sind wie man selbst, hat zwar einen positiven Beitrag geleistet. Dennoch, dieser friedensstiftende Prozeß greift genau solange, wie große regionale Massen nicht verelenden. In diesem Moment aber werden sie rebellisch - und dann hilft den jeweils Herrschenden nur ein einziges probates Mittel: der Nachbar muß zum Sündenbocke aufgebaut werden, auf daß sich die Wut des Pöbels gegen ihn richte. Man wird es erleben - allen Versuchen von Völkerversöhnung zum Trotz wird man sich blitzschnell der alten Vorurteile entsinnen, die einstmal den Ahnen zu eigen waren.

Daher lautet unsere Frage: Wann ist eigentlich ein Krieg wirklich zu Ende? Wenn die Waffen schweigen? Wenn ein Waffenstillstandsabkommen ausgehandelt worden ist, welches zur definitiven Beendigung der Kampfhandlungen führt. Wenn die Kriegsparteien nicht mehr gegeneinander antreten. So scheint es zu sein. Ist es aber nicht. Nicht mal annähernd. Wir wagen sogar zu behaupten, daß nicht einmal ein Friedensvertrag einen Krieg beendet. Es sei denn, ein Pedant verleihe den einzelnen Kriegen Nummern: erster punischer Krieg, zweiter punischer Krieg, dritter punischer Krieg, Erster Weltkrieg, Zweiter Weltkrieg, usw. Und so weiter??? Ja, das ist der Punkt, warum sich der Landbote dieses makabren Themas annimmt. In einer Zeit, da selbst die Auseinandersetzungen im Zweistromland der Moderne schon nach erster, zweiter und dritter Golfkrieg gezählt werden, die alle innerhalb zweier Dekaden Hunderttausenden Menschen das Leben kosteten, sollte dieser Frage nachgegangen werden.

Wir haben behauptet, selbst ein Friedensvertrag schaffe noch keinen Frieden. Als Zeuge dafür möge uns der Versailler Vertrag dienen, der nichts anderes war, als eine neuerliche Kriegserklärung an einen geschlagenen Gegner. Bitter haben die Franzosen während der Zeit der Nazibesetzung ihren unbarmherzigen Hochmut und ihre unbegründete Arroganz büßen müssen. Die Demütigung, die sie ihren ostfränkischen Vettern von jenseits des Rheins zugedacht hatten, schlug grausam auf sie zurück. Der Versailler Vertrag war eine der fundamentalsten Grundlagen des Zweiten Weltkrieges. Es wäre ein Leichtes, diesen Artikel zu strecken und zu dehnen, bis die Schwarte kracht. Der Beispiele in der Geschichte der bewaffneten und feindseligen Völkerauseinandersetzungen ließen sich fast beliebig aufzählen. Doch das würde ermüden. Dieser Artikel aber soll aufrütteln!

Krieg wird in den Köpfen der Menschen begonnen. Und nur dort kann er auch beendet werden. In den Gedankensplittern zitiert der Landbote einen Satz von Paul Valery, der lautet: **„Im Kriege massakrieren sich im allgemeinen Menschen, die sich nicht kennen für andere Menschen, die sich kennen, aber sich nicht persönlich massakrieren würden.“** Dem sollte der berühmte Ausruf nachgestellt sein: „Stell Dir vor, es ist Krieg und keiner geht hin!“ Daraus folgern wir: Ein Krieg ist beendet, wenn Menschen aufhören ihr Leben wegzuworfen, weil der Gruppenzwang, die schwammige Aussicht auf ein besseres Jenseits, versprochener Ruhm in der Nachwelt, oder was für ein Blödsinn auch immer sie dazu treibt.

Der Krieg ist definitiv dann beendet, wenn in den Schulen der beiden ehemaligen Feinde über die Gründe, den Ausbruch, den Verlauf, und das Ende des gewesenen Krieges nüchtern und sachlich dasselbe gelehrt wird - und das nicht, weil dem Unterlegenen der Lehrplan vom Sieger aufgezwungen wurde. Die gelernten DDR-Bürger werden wissen, was gemeint ist. Den Erfahrungen von Millionen Flüchtlingen und vergewaltigter Frauen jeden Lebensalters trotzend, die gerechtfertigt zu würdigenden Siege der Roten Armee dahingehend zu verklären, daß die teilweise entmenschten Horden doch eigentlich moralisch höchstwertige und saubere Befreier waren, hat gewiß nicht dazu beigetragen, die Deutsch-Sowjetische Freundschaft in die Herzen der Menschen zu tragen. Deshalb und aus gutem Grunde befanden sich die Truppen der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland bis zu ihrem Abzug im Jahre 1990 auch im Kriegszustand. Deshalb war es sowjetischen Offizieren untersagt, den Prinzipien der vielbeschworenen Brüderlichkeit zum Hohn privaten Kontakt zu Bürgern des besiegten Landes zu unterhalten.

Auch ein Friedensvertrag hätte daran nichts geändert. Interessant aber sind über das deutsch-russische Verhältnis hinaus die Relationen zu den ehemaligen Weltkriegsgegnern England und Frankreich. Besonders die Grande Nation steht hier auf dem Prüfstand. Viel wurde getan und noch mehr wurde geredet, seit dem Ende des großen Völkerschlachtens im Jahre 1945, zu dem die Franzosen einen eher marginalen Beitrag leisteten. Es gibt in der Television sogar schon einen lobenswerten deutsch-französischen Kulturkanal. Bravo! Dennoch! Schauen wir uns das Image Napoleon Bonapartes an, das vielen Franzosen noch immer im Kopfe herumspukt. „L'Aigle“ hieß unverhohlen das Kino der französischen Besatzungstreitkräfte in Berlin. „Der Adler“ ist der Spitzname, den die Franzosen dem Usurpator gaben, der halb Europa unter seinen Stiefel brachte. Das Viertel, in dem die Besatzungssoldaten wohnten, war das Quartier Napoleon. Und ein Blick auf den Pariser Stadtplan läßt uns erkennen, daß, wenn die Franzosen einer deutschen Stadt Erwähnung tun, sie gewiß mit einem napoleonischen Sieg in Verbindung zu bringen ist.

Erst kürzlich wurde man sich des peinlichen Sachverhaltes bewußt und benannte verschämt einen kleinen unbedeutenden Platz in der französischen Hauptstadt nach Berlin. Heißt doch die Berliner Gute Stube seit eh und je Pariser Platz. Und jetzt, wo die offiziellen Deutschen seit Kriegsende so fanatisch „Freundschaft!“, „Freundschaft!“ über den Rhein brüllen, wie sie früher „Feindschaft!“ bläkten, jetzt muß man sich wohl dem Diktat der modernen Zeiten fügen. Sollen also die verdammten Bosches ihren Place de Berlin bekommen, schön versteckt, damit ihn ja keiner findet. Selbst aktuelle Stadtpläne oder Straßenverzeichnisse kennen ihn nicht, keine Hausnummer trägt seine Adresse. Das hat etwas mit dem Bild zu tun, was die Franzosen noch immer vom ungeliebten Nachbarn haben. Diese Karikatur wird an französischen Schulen weithin gelehrt, allen symbolischen Umarmungen der jeweiligen Staatsoberhäupter zum Trotz. Vom Elternhaus werden die wenigsten französischen Kinder animiert, zu einer differenzierten Betrachtung zu gelangen. Natürlich glauben wir nicht, daß demnächst

wieder Schüsse über den Rhein knallen werden. Dazu geht es beiden Völkern momentan noch zu gut. Doch genau da liegt der Hund begraben. Die alten Ressentiments sind nicht tot. Sie ruhen wie ein Lungenfisch bei Trockenheit in der Erde und warten auf ihre Zeit. Wenn die Leute wieder Hunger haben, dann werden sie auch wieder die alten Feindbilder beleben, und man wird staunen, wie unbeschadet diese unseligen Klischees die Zeitläufe überstanden haben. Der Krieg ist erst auf Dauer zu Ende, wenn der einfache Mann auf der Straße zu seinem Sohne sagt: Junge, es war unrecht, daß Deine Großväter mit ihren Armeen in das Land des Nachbarn marschierten. Und es war Unrecht, daß die anderen, als sie dann hierher kamen, hausten, wie die Vandalen.

Und es muß egal sein, ob die Straße, auf der der Mann diese Worte zu seinem Sohn spricht, eine „Straße“, eine „rue“, eine „lane“, eine „uliza“, eine „calle“ oder eine „via“ ist. Es muß wurscht sein, ob der Mann Mr. Baker, Herr Becker, Monsieur Boulanger, Señor Panadero oder Pan Pekarski heißt. Fakt muß sein, daß der Sohn begreift, daß der andere, nur weil er einem Kulturkreis entstammt, der von dem Seinigen verschieden ist, deshalb noch lange nicht „der Feind“ ist! Der Feind, der permanent unrecht hat, böseartig und gnadenlos ist, verkommen und ein bißchen doof, während man selbst auf den Schultern von lauter Heroen steht. Der Feind ist in der Regel dort zu suchen, wo die Mobilmachung angeordnet wird. Wenn Sendungen wie „Ein Käfig voller Helden“ aus dem deutschen Fernsehen verschwinden, wenn die Rue Austerlitz umbenannt wird in Rue Potsdam, wenn der Sächsische Landtag deutliche Abschiedsworte an seine ultrarechten Abgeordneten findet, dann - und erst dann - gehören die großen europäischen Kriege der Vergangenheit an.

---

## Wo einst die Mauer war

B. St. Fjollfross

Der Weg führt mich wieder einmal aus der Provinz in die geliebte Hauptstadt. Ich sitze im Reichsbahnabteil eines Zuges, der langsam anfährt, um den Potsdamer Hauptbahnhof zu verlassen. Er rollt nach Nord-Osten, nach Griebnitzsee, nach Wannsee – nach Berlin! Er rollt ohne anzuhalten über ehemals scharf bewachte Gleise, eingengt durch fürchterliche Wachanlagen. Er rollt durch das ehemalige Grenzgebiet zwischen Potsdam und dem „besonderen politischen Gebiet Westberlin“, über die verschwundene Staatsgrenze eines verschwundenen Staatsgebildes – er rollt durch die gewesene Mauer!

Sechzehn Jahre ist es mittlerweile her, daß diese Normalität so peu a peu wiedergeboren wurde. Fast restlos ist sie inzwischen vom Angesicht der Erde vertilgt – die elende Sperre, die Deutschland und die deutsche Hauptstadt teilte. War sie eine der verdienten Strafen für Deutschland, eines Landes, das zuließ, daß seine Söhne und Töchter zu hirnlosen und entseelten Bestien mutierten, die den Völkern Europas und der Welt so unermessliches Leid brachten?

Aber wenn das so ist, was ist das dann für eine Strafe, die zu Vollstreckern wiederum die Söhne dieser Nation zu ebenfalls mehrheitlich hirnlosen und entseelten Vollstreckern bestellte, denen das Paradoxon anhaftete, eigentlich nur das Beste im Sinne zu haben. Die diese Mauer errichteten und bewachten, waren in aller Regel Menschen, die oft bedingungslos davon überzeugt waren, die Folgen der Verbrechen ihrer Väter von dem Lande fernzuhalten, das sie nach dem Kriege mit der Hilfe der sowjetischen Besatzer geschaffen hatten. Doch was taten sie? Die DDR degenerierte zu einem anfangs

goldenen, später blechernen Käfig, der seine Insassen unter Verschluss halten mußte, damit sie ihm nicht davonliefen. Der Widerspruch zu dem gebetsmühlenartig wiedergekäuten, offiziellen Grund ihrer Erbauung war eklatant in all seiner Offensichtlichkeit. Die Klassenfeinde, vor denen der Schutzwall ja die Bedrohten in Sicherheit bringen sollte, wurden in Scharen ins Land gelassen. Ihre Technologie wurde gebraucht, aber auch und vor allem ihre Devisen. Vor den auswärtigen Gegnern, die sich als finanzkräftige Wirtschaftsmagnaten tarnten, kroch der kommunistische Apparat förmlich auf dem Bauch.

Die Beschützten dagegen, denen man nicht müde wurde zu erklären, daß sie ja eigentlich im Paradies lebten, die Beschützten also wurden mit Gefängnis, gesellschaftlicher Ächtung oder gar dem Tode bedroht, wenn sie den Wunsch äußerten, einen Blick hinter den Eisernen Vorhang zu tun. Die Kommunisten mußten also unverhohlen die Fratze der Macht zeigen, um das flüchtige Volk, die blökende Schafherde der Maidemonstranten, das Stimmvieh der Volkskammerwahlen beieinander zu halten. Letzteres ließ sich mit immensem Aufwand unter Kontrolle und sogar notdürftig bei Laune halten. Da fielen ein paar kernige Lügen nicht weiter ins Gewicht.

Schlimmer sah es da schon aus, wenn die Weltöffentlichkeit, Freund wie Feind, auf die großen Widersprüche aufmerksam geworden wäre. Ein Prestigeverlust in der großen Völkergemeinschaft, den Friedliebenden auf der einen Seite und den Dollarbesitzern auf der anderen Seite (den Dollar liebten sie alle...) – das wäre für die Erbauer der Neuen Welt ein schlimmeres Schreckgespenst gewesen, als der Beelzebub selbst. Doch gerade in dieser Mauer manifestierte sich das Versagen der kommunistischen Träumereien in so prägnanter Weise, daß man auf den Fidschi-Inseln zwar kaum hätte sagen können, wo Berlin ist – die Mauer hingegen, die kannten sie alle!

Es muß den Bolschewisten schwergefallen sein, über die Verelendung der Massen im Kapitalismus zu agitieren. Was gab das auch für ein Bild: Die Bettler, Stadtstreicher und Arbeitslosen in Westdeutschland verreckten lieber langsam vor sich hin, als in den rettenden Osten zu flüchten, der ihnen Arbeit, Wohnraum und einen bescheidenen Wohlstand geboten hätte. Wie war das zu erklären? (Vor allem unter dem Aspekt, daß gerade diese Leute von der DDR-Obrigkeit hofiert worden wären – denn nichts wäre der DDR dringlicher vonnöten gewesen, als solches Propagandamaterial.) Der Gipfel des Treppenwitzes von historischen Dimensionen aber war: Viele der vom Schicksal begünstigten Paradiesbewohner zog es in die Hölle...!

Die Verlierer des kapitalistischen Wirtschaftssystems blieben also verstockt und uneinsichtig in die Notwendigkeiten eines gesellschaftlichen Wandels auf ihrer Seite des Zaunes. Hieß das nicht in Klartext übersetzt, daß sie meinten, es müsse ihnen im maroden Osten noch dreckiger gehen, als im Westen? Oder wurde an ihnen die alte Fabel lebendig, die den Wolf von einem feisten und gesicherten Hundeleben an der Kette zurückschrecken läßt, weil ihm ein ärmliches, unsicheres Leben in Freiheit allemal lieber ist, als ein Leben an der Kette, voller Freßnapf hin oder her? Sei es wie es sei. Die DDR hatte nicht das Image, von dem sie träumte. Und darunter litt sie erbärmlich.

Doch noch mehr litten viele Menschen, die in ihr lebten. Als besonders beklagenswert erachteten sie den Umstand, daß sie, die „Gewinner der Geschichte“, zu keiner minderwertigeren Arbeit befähigt als die Vettern im Westen, von der eigenen Obrigkeit nur mit Aluchips als Währung versehen wurden, die sie im eignen Lande und bei den „Brudervölkern“ zu Menschen zweiter Klasse degenerierte. Ihre Arbeit und Schaffenskraft war kurz gesagt – nichts wert! Wer ließe sich das auf Dauer bieten? Diese Mauer, die eine Stadt zerriß, die die Verwundung einer kranken Welt so deutlich zeigte,

wie nichts sonst auf der Welt, diese Mauer ist schlicht und ergreifend nicht mehr vorhanden. Das Kind mit gegenüber, das mit seinen Großeltern reist und gebannt aus dem Fenster schaut, hat keine ansatzweise Vorstellung, wie es hier noch ein Jahrzehnt vor seiner Geburt ausgesehen hat. Das Kind fährt durch einen ihm unsichtbaren Schlauch, der in früheren Zeiten nur für sogenannte Transitreisende passierbar war. Links und rechts zogen sich die steinkalten Mauerkolosse an der Trasse entlang, flankiert von Türmen, Stacheldrahtverhauen, Postenwegen. Ein Durchkommen war ausgeschlossen. Ein paar Fahrminuten weiter lag West-Berlin...

Im Zug erfolgt die Durchsage „Wir erreichen den Bahnhof Berlin Zoologischer Garten. Fahrgäste nach... haben Anschluß zu den Zügen... Ausstieg links.“ Mein Stichwort. Ich muß den Zug verlassen und umsteigen. Vom Bahnhofsvorplatz sehe ich den sich drehenden Mercedesstern auf dem Europa-Center. Wie oft ist er von sehnsuchtsvollen Augen angepeilt worden, von drüben, von der Aussichtsplattform des Fernsehturms zu Ost-Berlin, dem darob scherzhafter Weise schon eine gewisse Schiefneigung nach Westen unterstellt wurde. „Sieh mal, Gerda, da hinten, der Stern, kannst Du sehen? Das ist der Ku'damm.“ „Ach, Heinz-Bär, einmal mit dir über den Ku'damm flanieren... Nichts kaufen, nur schauen!“ Natürlich hätte Gerda auch gern etwas gekauft – die verführerischen Schuhe von Armani, die todchice Handtasche aus dem Wertheim, mit der die Cousine neulich auf Besuch war, das Parfum aus dem Douglas... Eine Mauer und das wertlose Notgeld standen all diesen Träumen im Wege.

Seit sechzehn Jahren nun ist der Spuk vorbei. Während ich in den U-Bahn Tunnel abtauche, entschwindet der drehende Stern meinen Blicken. Die Erinnerung aber und die Dankbarkeit dafür, daß ich in eine gelbe „Untergrund“ steige, die mich zum Sophie-Charlotte-Platz bringt – die bleibt! Solange ich lebe!

---

## Zur Ausfahrt der Interessengemeinschaft „Olle und Dolle Räder“

am 04. Juno 2005

B. St. Fjöllfross

„Liebe Familie! Heute machen wir mal in Kultur!“ Ein Schauer „L“durchfährt die Sippe! „Der Alte schleift uns ins Museum!“ So wird wohl mancher Familienvater an einem gewöhnlichen Wochenende seine Familie zum Stöhnen bringen. Vor den erbleichenden Gesichtern der lieben Kleinen tauchen endlose Vitrinen auf, Scherben und Knochen, angerostete Metallgegenstände, die nur dann etwas Interesse auf sich zu ziehen vermögen, wenn sie zu früheren Zeiten mal ein Schwert oder eine Lanze vorstellten.

Ja, die Vorstellung, die Phantasie... sie ist meist das Einzige, was den Rangenen hilft, den verbeutelten Tag zu überstehen. So bedauerlich eine solche Einstellung zu der Dokumentation früherer Zeiten auch immer sein mag – so verbreitet ist sie. Diesen Umstand zu beklagen hilft wenig. Man muß sich statt dessen Gedanken machen, wie man auf originelle Art und Weise dem Erbe der Mütter und Väter Leben einhaucht, Neugier weckt, Begeisterung vermittelt. Tod der Langeweile! Diesen Wahlspruch haben sich die tapferen Pedalritter um Frank Buchholz und Dirk Weinreich zu eigen gemacht. Sie beließen es nicht bei der Gründung ihrer kleinen aber aparten Ausstellung „Olle und Dolle Räder“ in der Kurstraße der Brandenburger Innenstadt. Präsenz zeigen, „raus auf die Straße, unter die Leute!“, so denken sie, so



handeln sie. Was die Stadt Brandenburg an Festlichkeiten auf die Beine stellt, „Olle und Dolle Räder“ sind dabei: Weihnachtsmannparade, Dominsselfest, Museumstag – das Fähnlein der Getreuen flattert immer brav voran im Wind. Einmal im Jahr, am Anfang des Sommers, veranstaltet die Interessengemeinschaft eine Ausfahrt, die regen Zuspruch erfährt. Rund vier Dutzend Freunde des Velozipedes treffen sich dann zu einem gemeinsamen Ausflug, der jedes Mal zu einem anderen Ziele führt.

Bejahrte Drahtesel, die ihre Fahrer mitunter sogar schon über die Straßen des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts trugen, verlachen ihr betagtes Alter und stellen die einst weitgepriesene deutsche Wertarbeit zur Schau. Auf ihren Sätteln Damen und Herrn, die die Urenkel der einstigen Besitzer sein könnten. Und sie wissen, was sie ihren gewienerten und geputzten Schmuckstücken schuldig sind: Knickerbocker, Weste und Schiebermütze, Sportdreß und Postasträgeruniform, Wams und Knöchellanges, Muff und Stirnband und Stola – was Stil hat und in die Zeit der Räder paßt, das wird getragen. Die Ehefrauen der beiden Prinzipale Buchholz und Weinreich boten heuer in ihrer Kostümierung einen besonderen Augenschmaus und ließen uns erahnen, auf welch raffinierte und unwiderstehliche Manier die Urgroßmutter den Urgroßvater einst umgarnte, in ihre Netze zog und fesselte.

Das ist Geschichte zum Anfassen! Letzteres sollte man so wörtlich nicht nehmen – jedenfalls nicht, ohne sich gegebenenfalls vorher mit den wirklich verführerischen Damen abgesprochen zu haben. Etwa zwanzig Kilometer lagen vor den Teilnehmern an der diesjährigen Ausfahrt. Von der Brandenburger Neustadt zog der Troß mit Kind und Kegel durch das Steintor und folgte an der Jacobskapelle vorbei der alten Heer- und Handelstraße durch das Dörfchen Wilhelmsdorf. Weiter ging es über die Malge zum Gränert. Unbehelligt von Brandenburgs berühmtestem Räuber Habakuk Schmauch wandte sich die fröhliche Gemeinde, verstärkt sogar von Gästen aus der Hauptstadt, der näheren Umgebung Brandenburgs und - last but not least – Herrn Kai-Uwe Schwinzert, dem Vorsitzenden des Brandenburger Fremdenverkehrsvereins, nach Norden, verließ den herrlichen Wald bei Kirchmöser, benutzte noch einmal vor deren endgültigem Verschwinden die Seegartenbrücke, durchradelte den Plauer Schloßpark und machte kurz vor dem eigentlichen Ziel noch einen Zwischenstop am Plauer Fischereimuseum. Wenn man selbst für die Verbreitung kulturell wertvoller Ideen eintritt, dann ist man auch offen für die Leistungen Anderer, bereit sich mit ihnen auseinanderzusetzen und sie aufrichtig zu würdigen. Das kleine Fischereimuseum, das seine Pforten erst seit kurzem geöffnet hat, wird sich über seine Gäste und deren Zuspruch sehr gefreut haben. Von hier war es nur noch ein Katzensprung in die legendäre Plauer Kneipe Pur, dieses Juwel unter den Wirtshäusern der Mark. Der Besuch dieser an Originalität kaum zu überbietenden Gaststätte war der diesjährige Höhepunkt der Radwanderung. Dazu muß man wissen, daß die



Die Mannschaft um den Interessenverein „Olle und Dolle Räder“ am 04. Juno 2005 vor der legendären Plauer Kneipe Pur

Photographie: Rüdiger Böhme

Wirtsleute Karola und Gernot Brätz in der Kneipe Pur unter anderem bis vor kurzem die kleinste Brauerei der Welt mit amtlichem Eintrag ins Guinness-Buch der Rekorde betrieben. Der Rekord ging erst verloren, nachdem der Wirt und Brauermeister einen zweiten Braukessel in Betrieb nahm. Beide Wirtsleute glänzen darüber hinaus mit einer vorzüglichen Küche, einem urgemütlichen Interieur und verstehen es immer wieder, sogar europaweit prominente Musiker zu Live-Events zu verpflichten, die jedesmal drohen, das Wirtshaus wegen der hohen Besucherzahl aus seinen Fugen platzen zu lassen. Aus Anlaß des Jahresausflugs „Olle und Dolle Räder“ braute Herr Brätz denn auch ein uriges, bernsteinfarbiges Weizenbier, wie es das letzte Mal vor 150 Jahren in Brandenburger Kehlen rann. Wer wollte, konnte davon auch mit nach Hause nehmen: In große Flaschen mit altem Patentverschluß abgefüllt, die mit selbstgestalteten Etiketten versehen eine Erinnerung sowohl an die Ausfahrt als auch an die Kneipe Pur boten, sorgte so mancher Schluck am Abend der Ausfahrt noch für eine Verlängerung des schönen Tages über das Ende der eigentlichen Veranstaltung hinaus.

Es paßte alles zusammen: Drahtesel, Outfit, Bier und Wetter. Mögen also die rundum zufriedenen Teilnehmer recht häufig von diesem Erlebnis berichten und fleißig die Trommel rühren für die Ausstellung „Olle und Dolle Räder“ und ihre vielfältigen Aktivitäten. Jeder zukünftige Weggenosse ist auch in den folgenden Jahren hochwillkommen, jedes stehengelassene Automobil, jeder gefahrene Drahtesel ein unbedingter Gewinn, eine echte Gaudi, eine schöne Erinnerung an einen keineswegs verlorenen Tag im Familienalbum.



## Inhalt

Also, zunächst einmal.....3	Habemus Papam!.....19
Antimaterie zur Krebsbekämpfung.....3	H. K. im Doppelpack – .....21
Blümchen auf dem Neustadt Markt.....4	In eigener Sache.....22
Bretter, die die Welt bedeuten.....5	Johannes Paul der Große.....23
Brief an Dr. Kurt Tucholsky .....7	Josef, die Deutsche Bank und das Weltkapital.....23
Cicero im Zeugenstuhl.....8	Klassentreffen .....24
Der Prinz und die Betteldirne.....9	An den Herrn Bundesbeauftragten für den Datenschutz .....25
Die Mission der Legionen und der Traum des Schriftleiters .....11	Lump und Schiri .....26
Die Wahl in Nordrhein-Westfalen 2005.....12	Mengeles Schatten .....27
Dummheit oder Ignoranz am Rhein?.....13	Moderne Zensur.....28
Ein „friedlicher“ Abend.....14	Papier und Stempel.....29
FAZ entläßt Akkusativ!.....15	Plattdütsch – .....31
Frau Ayaan Hirsi Ali.....15	Steige hoch, du roter Pleitegeier!.....32
Friedensfahrt 2005 .....17	Wann ist ein Krieg zu Ende?.....33
Für einen Euro in den Spargel? .....18	Wo einst die Mauer war .....34
Gemetzel im Käfig.....18	Zur Ausfahrt der Interessengemeinschaft „Olle und Dolle Räder“ .....35